



Am Biwaffener.

BIBLIOTHEK
HERZOGL.
TECHN. HOCHSCHULE
CAROLO-WILHELMINA
BRAUNSCHWEIG.

IX. 2. 2199.

Am Bivakfeuer.

Manöver- und Garnison-Geschichten

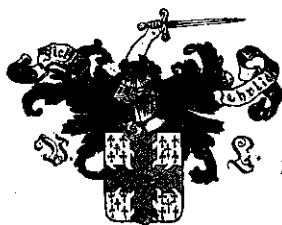
aus

Elfaß-Lothringen

von

O. Elfter.

Premierleutnant a. D.




Berlin & Leipzig.

Verlag von J. E. V. Laverrenz.

Inhalt.

	Seite
1. Les cuirassiers de Reichshofen	1
2. Die Rose von Sémécourt	14
3. Die Rache des Musketiers Kielesbusch	25
4. Beim Pfarrer im Quartier	45
5. Die Pariserin	60
6. Das Jägergrab	71
7. Die Erzählung der Wittwe des Colonel	82
8. Das Kammerkästchen der Frau Gräfin	104
9. Rien ne va plus!	110

Les cuirassiers de Reichshofen.

rinnert Ihr Euch noch, Kameraden, die Ihr jetzt in alle Welt zerstreut seid, erinnert Ihr Euch noch der kleinen Garnison, hoch oben auf dem Plateau der Vogesen? Des kleinen Städtchens mit der zerschossenen Kirche; den schattigen Wällen, den halbverschütteten Festungsgräben; der einzigen Straße, in der wir so manchen Sommerabend auf und ab gingen gleich Thieren im Käfig? Erinnert Ihr Euch noch des Standbilds des französischen Generals, eines Sohnes der kleinen Stadt, mit der Inschrift: „Mon Mouton est un lion!“ des Platzes mit der Hauptwache und den vielen Cafés und Estaminets? Da war Café Lobau, Café Réunion, Café Meyer, Estaminets au lion d'or, au carpe d'or und noch viele andere. O Ihr erinnert Euch gewiß noch dieses Städtchens hochoben auf den Vogesen, dieses Eldorados für pensionirte Offiziere zu französischen Zeiten, dieses elenden halb zusammengesunkenen Nestes zu unseren Zeiten! Ein Gefängniß, einen Verbannungsort, ein niederträchtiges Nest, schalten wir das einst so schmutze Städtchen oft in unserer schlechten, gelangweilten Laune. Aber es war doch ein recht fideles Gefängniß und ein recht fideles altes Nest!

Nur von einem Abend will ich erzählen und ihn Euch in das Gedächtniß zurückrufen. Ihr seid alt und verständig geworden — ich sollte es eigentlich auch schon längst sein — Ihr habt Frau und Kind — ich könnte auch schon längst damit gesegnet sein, wenn ich gewollt hätte —, aber doch blickt Ihr vielleicht mit Lächeln und geheimem Behagen zurück auf jene tolle Zeit, wenn Ihr auch Euren besseren Hälften dieses Lächeln und dieses Behagen zu verbergen strebt. Deshalb nenne ich auch keine Namen, um Euch Euren besseren Hälften nicht zu verrathen, wenn dieses Büchlein einmal den Weg in ihre niedlichen, zarten Hände finden sollte.

Doch zur Sache!

Es war zwölf Uhr. Der Dienst zu Ende, und wie gewöhnlich vor dem Mittagessen versammelte sich das unbewehrte Offizierkorps auf Place Lobau, um unter den zwei Reihen alter Kastanienbäume auf und ab zu gehen. Auf dem Platz war an den meisten Tagen nichts Besonderes zu sehen; Hunde allerlei Arten trieben sich dort kläffend und spielend umher; eine junge, schmutze Dirne, (das Lied sang von diesen Damen der kleinen Stadt:

Les demoiselles de — — bourg

Elles portent toujours

Des jupons courts!

huschte wohl mit schelmischem Seitenblick auf uns Offiziere vorüber, oder ein altes Mütterchen wankte mit Rosenkranz und Gebetbuch zur Kirche; sonst lag der Platz außer den Dienststunden leer da. Heute aber erregte ein Gegenstand unsere vollste Theilnahme! Es standen nämlich unter den Kastanienbäumen zwei Wagen, keine gewöhnlichen Wagen, sondern solche Gefährte, welcher sich reisende Gaukler und

Künstler zu ihren Streifereien zu bedienen pflegen. Ein großer grün angestrichener Wagen mit kleinen Fenstern, welche geblünte Gardinen verhüllten, und einer Treppe vor der festgeschlossenen Thür diente augenscheinlich zum Wohnhaus für die Künstler, denn aus dem schwarzen Blechschornstein wirbelte ein leichter Rauch empor; ein zweites Gefährt mit einer Leinwand bogenförmig überspannt enthielt die Geräthschaften, Theatergarderoben und Kunstrequisiten.

Mit neugierigen Blicken wurden diese Wagen beobachtet. Eine Künstlerbande in dem ewigen Einerlei der kleinen Garnison war ein Ereigniß, und die seltsamsten Vermuthungen in Betreff ihrer Leistungen wurden aufgestellt. Der Eine meinte, es sei ein Flohtheater, der Andere war mehr für dressirte Hunde, während der Dritte auf eine niedliche Seiltänzerin hoffte.

Plötzlich öffnete sich die Thür des geheimnißvollen grünen Wagens; ein Mann stieg die Treppe hinunter und kam direkt auf uns zu, in der Hand mehrere bunte Zettel haltend.

Das Aeußere des Mannes verrieth den Künstler. Großkarrirte Hosen legten sich eng fast wie Tricot an die mageren Beine; die Füße bedeckten einstmals elegant gewesene Lackstiefel; eine schwarze Sammetpikese bildete den oberen Bestandtheil seiner Kleidung, welche ein rothes Halstuch und ein breiter grauer Filzhut vervollständigten. Sein Gesicht zeigte den durch Fettschminke verdorbenen gelblichen Teint aller Künstler; schwarze Augen, eine große Habichtsnase, ein starker dunkler Schnurr- und Knebelbart à la Henri IV gaben dem Antlitz etwas Martialisches;

üppige schwarze Locken reichlich mit Fett getränkt umwallten dies Künstlerhaupt.

Mit lächelnder Miene und stummer ehrerbietiger Verbeugung überreichte er einem Jeden von uns einen bunten Zettel und verschwand wieder mit tiefer Reverenz. Wir lasen:

Ce soir grande représentation artistique
au Café Réunion!

par

Mademoiselle Olympia, chansonnette Parisienne
et

Monsieur Alfred, prestidigitateur japonais.
Succès du jour!

Seule représentation!

Calino, directeur.

Das war, wie man zu sagen pflegt, „gefundeness Fressen“ für uns! Wir eilten zum Café Réunion, unserem allabendlichen Versammlungsort. Die großartigsten Vorbereitungen wurden schon getroffen zu dem heutigen Abend. Vor dem Büffet, auf dem seit ungefähr fünfzig Jahren die Wirthin, Madame Hoffmann, thronte, war eine kleine Bühne, doch ohne Coulissen und Vorhang, aufgeschlagen; auf derselben stand ein Klavier, das die Künstler, weiß Gott wo! aufgegabelt hatten; eine Guitarre mit einem blauen Bande geschmückt und ein Packet Noten lagen auf demselben. Mademoiselle Josephine, die Tochter der Wirthin, zeigte uns strahlend einige Gegenstände, welche Monsieur Alfred zu seinen Kunststücken gebrauchte, einen blanken Degen, einige glänzende Kugeln, scharfe, breite Messer, einen chinesischen Sonnenschirm und einige bunte Reifen. Ein rasselndes Tambourin, dessen schwärzlich

braunes Fell Sepp, der Kellnerjunge des Cafés, zu arbeiten versuchte, spannte unsere Erwartungen auf das Höchste.

Befriedigt von diesen Ermittlungen begaben wir uns in das Casino zum Mittagessen, um uns sieben Uhr Abends pünktlich zum Anfang der Vorstellung einzufinden. Es besteht ein geheimnißvoller Zusammenhang zwischen Militär und Kunst. Wo sich nur eine Sängerin oder Tänzerin hören oder sehen läßt, da kann sie sicher auf Protektion der Offizierkorps rechnen. Es erstreckt sich dieser Zusammenhang sogar bis zu den Fähnrichen und Einjährig-Freiwilligen hinunter! Ich verzichte darauf, diesen Zusammenhang näher auseinanderzusetzen und konstatire nur, daß auch an diesem Abend im Café Réunion sich eine zahlreiche Gesellschaft Offiziere aller Grade eingefunden hatte, den leichtsinnigen Fähnrich und einige Einjährige, welche sich schüchtern in eine dunkle Ecke setzten, nicht zu vergessen.

Das faltenreiche Antlitz der kleinen Madame Hoffmann hinter dem Comptoir strahlte vor Freude über den zahlreichen Besuch; ihre drei Töchter, Mademoiselle Henriette, Josephine und Julie sowie der Kellnerjunge Sepp aus dem Elsaß waren in voller Thätigkeit. Einzelne Familien der Einwohnerschaft hatten sich auch eingefunden. Da war unter Anderen der dicke Tuchhändler mit den beiden schlanken Töchtern; da war der alte Colonel mit dem weißen martialischen Schnurrbart und dem Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch, der Herr Friedensrichter und der Herr Oberförster. Von den Offizieren nenne ich nur den alten Major mit dem rothen Gesicht und dem dunkel gefärbten Haar und Bart, den dicken jovialen

Hauptmann, der sehr viel Grog trank, den melancholischen Premierlieutenant, der schon seit Jahren auf den zweiten Stern in den Epaulets wartete, den Lieutenant mit der unglücklichen Liebe im Herzen, welcher seinen Schmerz im dunkelglühenden Bolnay zu ertränken versuchte, den Adjutanten, der wunderbarer Weise heut Abend einmal „Zeit“ gefunden hatte der Vorstellung beizuwohnen, und last not least den Zahlmeister mit dem langen blonden Schnurrbart und den großen weißen Zähnen.

Diese ganze imposante Versammlung wartete in höchster Spannung der Dinge, welche da kommen sollten.

Endlich erschienen die Künstler! Ein staunendes „Ah“ ging durch die Gesellschaft.

Auf die Bühne sprang in einst glänzendem Flitterkostüm der Prestidigitateur Monsieur Alfred, den schwarzen Schnurrbart kühn gekräuselt, die dunkeln fetttriefenden Locken durch ein blaues Band zusammengehalten. In den Händen schwang er das rasselnde Tambourin. Ihm folgte Monsieur le Directeur im abgeschabten schwarzen Frack und Beinleide; im linken Arm einen sehr mitgenommenen seidenen Cylinder haltend, am rechten Arm Mademoiselle Olympia führend. Mademoiselle Olympia, Glanzpunkt, Stern des Abends, wie soll ich Dich beschreiben?! Ein dunkelrothes Seidenkleid mit falschen Spitzen bedeckt umhüllte die leider nur zu üppige Gestalt, die prächtigen Schultern, die prächtigen Arme und den noch prächtigeren Busen frei lassend. Unter der weithin rauschenden Schleppe lauschte ein Fuß bekleidet mit hellblauen Strümpfen und hohen Stöckelschuhen à la Cocotte Parisienne hervor. Den Nacken umschlang dreifach eine Schnur bunter Perlen; die Handgelenke schmückten Spangen

aus falschem Gold und Silber. Das Haupt möchte ich mit dem der Juno vergleichen, wenn man sich diese Göttin nicht stets in strahlender Jugendschönheit vorstellte. Nur mit Mühe bedeckte die Schminke die Runzeln der schlaffen Wangen, die Blässe der üppigen Lippen, und der schwarze Strich vermochte nur unvollkommen den Augen früheren Jugendglanz wiederzugeben. In den dunklen Haaren, die hochaufgethürmt waren nach der neuesten Mode, glänzte ein Diadem aus Flittergold; die Hände hielten einen großen Federfächer, in dessen Mitte sich ein kleiner runder Spiegel befand.

So schritt sie mit königlichem Anstand auf die Bühne, rechts und links mit graciösem Lächeln grüßend.

Monsieur le Directeur nahm am Klavier Platz und griff präludirend in die Tasten; Mademoiselle Olympia begleitete ihn auf der Guitarre. Monsieur Alfred machte den Anfang in den Vorführungen, indem er sechs blizende Kugeln in die Luft schleuderte und sie geschickt wieder auffing.

Doch zu ermüdend würde es sein, wollte ich alle die trefflichen Leistungen der Künstler aufzählen. Monsieur Alfred wechselte mit Mademoiselle Olympia ab. Er schleuderte Kugeln, verschlang Degen, balancirte Pfauenfeder auf der Nase und dergleichen mehr; sie sang mit schriller Stimme französische Chansons, wie „le bon roi Dagobert, Madame Angot und

„Auguste, soyez juste!

Auguste, finissez! —

Je rallume, ma belle,

Le feu, le feu, le feu!“

Kein Wunder, daß bei diesen Kunstleistungen der

zogen, die Augen voll finsternen Feuers? Dieselbe Mademoiselle Olympia, welche vor einigen Minuten die frivolen Chansons gesungen?

Jetzt setzte sie mit dem Gesang ein. Tiefer und voller klang die Stimme als früher, vor innerer Erregung schien sie zu beben; die Augen blitzten; die Hände waren zur Faust geballt. Wie Kanonendonner, wie knatterndes Gewehrfeuer, wie Trompetengeschmetter klang die Begleitung. Sie sang:

Ils reculaient, nos soldats invincibles,
A Reichshofen la mort fauchait leurs rangs.
Nos ennemis dans les bois invisibles,
Comme des loups poursuivaient les geants.
Depuis le jour disputant la bataille,
France, ils portaient ton drapeau glorieux.
Ils sont tombés, vaincus par la mitraille,
Et non par ceux qui tremblaient devant eux.

Voyez là-bas comme un éclair d'acier
Des escadrons passer dans la fumée,
Ils vont mourir, et pour sauver l'armée
Donner le sang du dernier cuirassier.

On leur a dit: Il faut sauver la France!
C'est de vous seuls que dépend l'avenir.
De Waterloo gardez la souvenance,
Ainsi qu'alors il faut vaincre au mourir!
Le vent du soir, soulevant les crinières,
Et seconant leurs cuirasses d'airain,
Fit tressaillir au fond de leurs tanières
Ces Allemands qui se serraient en vain.

Voyez là-bas etc. etc.

Par quatre fois, torrent irrestible
Ce flot humain troua les rangs pressés
Des Allemands que cet élan terrible
Sur les verts prés couchait comme les blés,
Ils sont passés! Mais après la bataille

Quand on chercha ces regiments de fer,
Des corbeaux noirs faisaient déjà ripaille
De sang fumant et de lambeaux de chair.

Ils sont là-bas ces regiments d'acier,
Qu'on vit jadis à travers la fumée,
Pour essayer de sauver notre armée,
Donner le sang du dernier cuirassier. —

Leise wie eine Todtenklage verhallten die Klänge des Liedes. Eine Thräne schien im Auge der Sängerin zu blitzen. Madame Hoffmann mit ihren Töchtern, der alte französische Colonel, der dicke Tuchhändler, sie weinten und schluchzten; sie hatten wohl alle einen Verwandten zu beklagen, der den Heldentod bei Reichshofen gestorben. Ernst blickten wir deutschen Soldaten in unsere Becher; uns alle hatte der Gesang, die Todtenklage um die gefallenen, französischen Kameraden mächtig ergriffen.

Da erhob sich der alte Major, das Glas in der Hand: „Meine Herren,“ rief er, „dieses Glas allen gefallenen Kameraden, mögen sie auf deutscher, mögen sie auf französischer Seite gestanden! Ehre ihrem Andenken!“

Die Gläser klangen zusammen und wurden geleert bis auf den Grund. Die Kürassiere von Reichshofen, sie waren in dieser Stunde nur unsere Kameraden, nicht unsere Feinde. — —

Doch nicht lange hielt die ernste Stimmung vor. Heute roth, morgen todt! Das der Wahlspruch des Soldaten. Drum ein Glas den gefallenen Kameraden, und dann wieder ins frische, frohe Leben hinein.

Wie der Abend endete, ich weiß es nicht. Der Lieutenant mit der unglücklichen Liebe im Herzen war mein Freund, und der Volnay schmeckte zu gut. Am

anderen Tag aber erzählte man mir, daß der Zahlmeister mit dem langen Schurrbart und den weißen Zähnen Mademoiselle Olympia zu Haus begleitet habe.

Das Lied der Kürassiere von Reichshofen ward von uns nicht vergessen. Ein poetischer Lieutenant übertrug es ins Deutsche. Der Vollständigkeit wegen, setze ich es hierher:

Sie wichen, unsre nie bezwungenen Krieger,
Reichshofen lichte der Tapfern Reihn.
Unsichtbar in den Wäldern lag der Sieger,
Wie gieriger Wölfe war der Feigen Schrein.
Dein ruhmreich Banner haben sie getragen,
Frankreich, seit Morgen keuchend in der Schlacht.
Sie sind dahin, der Tod hat sie geschlagen,
Nicht die, die zitterten vor ihrer Macht.

Doch sehet dort, ein heller Blitz von Stahl,
Die Reiterei im raucherfüllten Thal,
Um die Armee zu retten, Frankreich, dir,
Giebt gern sein Blut der letzte Kürassier.

Man sprach zu ihnen: Frankreich gilt's zu retten!
Von Euch allein hängt ab Frankreichs Geschick.
O denkt an Waterloo! Zerbrecht die Ketten!
Wie dort — Tod oder Sieg, kein ander Glück. —
Es sträubt der Wind die Mähnen von den Rossen,
Läßt klirren leis die Kürasse von Erz;
Die Feinde schauernd sich zusammenschlossen,
In tiefster Brust erzitterte ihr Herz. —
O sehet dort 2c. 2c.

Biermal ein rascher Waldstrom, unaufhaltsam
Braust es heran! Nichts mochte widerstehn!
Und Alles beugt der wilde Ruth gewaltsam,
Wie das Getreid' des Sturmwind's wildes Wehn.
Sie sind dahin! Doch als man nach dem Kampfe
Gesucht die Regimenter hart wie Stahl,

Sielten die Raben noch im Pulverdampfe
An blut'gen Gliedern schon ihr schrecklich Mahl.

Sie sind dahin! Die Reiter hart wie Stahl,
Die jüngst durchbraust das raucherfüllte Thal;
Um die Armee zu retten, Frankreich, dir,
Gab' gern sein Blut der letzte Kürassier. —

Die Rose von Sémécourt.

Nebst von der großen Heerstraße liegt das reiche Dorf Sémécourt, umgeben von fruchtbaren Feldern, saftigen Wiesen und schattigen Wäldern. Ein fischreicher Bach murmelt durch das liebliche Thal, umkränzt von Weiden und Schilf. Wohlhabende Bauern bewohnen das Dorf, das mit seinen massiven Gebäuden, umringt von den hohen Mauern der Gärten den Anblick einer kleinen wohlbefestigten Stadt gewährt, zumal da die Ortschaft auf einer kleinen Anhöhe, welche das Dorf beherrscht, ein altes Schloß besitzt, le château de Sémécourt, mit verfallenen Thürmen und Ringmauern und halb zugeschütteten Gräben. Ein stolzes, edles Geschlecht hauste in früheren Jahrhunderten in dem Schlosse. Die Herren von Sémécourt waren der freien Reichsstadt Metz lebenspflichtig und gehalten mit der Stadt gegen deren Feinde zu reiten. Deshalb waren sie auch der Feindschaft des nahen Herzogs von Lothringen und seiner Ritterschaft ausgesetzt, welche in fast ununterbrochener Fehde mit den „Meßer Wucherern“ (uzuriers), wie in jenen Zeiten die reichen Kaufleute der mächtigen, freien Reichsstadt genannt wurden, befanden. Aus diesem Grunde hauptsächlich

zogen die Herren von Sémécourt mächtigen Wall und Graben um das Schloß und besetzten ihren Sitz immer mehr und mehr. Später wurden Wall und Zinnen mit langen Bombarden versehen und die Knechte erhielten schwere Hafenbüchsen. Noch heute zeigt das Museum von Metz die Geschütze des Schlosses Sémécourt und in dem alten Geröll der verschütteten Gräben findet man ab und zu noch eine mächtige Steinkugel aus jener wilden Zeit.

Doch die Zeit rauschte vorüber. Das tapfere Geschlecht starb aus; die Bombarden und Hafenbüchsen wanderten in das Museum von Metz; die Mauern, Wälle und hohen Zinnen zerfielen und Château Sémécourt kam in die Hände eines einfachen Landmanns, der es von dem jetzigen Besitzer in Pacht genommen, mit sammt den Wäldern und Feldern rings umher. Früher war der Besitzer noch ab und zu zur Jagdzeit nach Schloß Sémécourt gekommen, seitdem aber die „Prussiens“ im Lande waren, weilte er zu Nancy oder Paris. Die Zimmer, in denen er im Schloß logirte, blieben das ganze Jahr über geschlossen. Nur wenn zur Manöverzeit die Truppen das Dorf berührten, wurden sie geöffnet und dienten als Quartier für einen Offizier.

Dieses Jahr war ich der Glückliche, welcher in dem verfallenen Schlosse wohnte. Die Zimmer lagen im ersten Stock und führten auf den großen Hof hinaus, der in früherer Zeit das bunteste Leben und Treiben gesehen, aber jetzt sich in der wirren Unordnung eines Wirthschaftshofes befand. Da standen die Leiterwagen, die Eggen, Pflüge und andere wirthschaftliche Maschinen umher. Auf dem großen Düngerhaufen scharrten emsig die Hühner;

durch das zerfallene Thor, an dessen beiden Seiten heraldische Ungethüme die Wappen der alten Besitzer in den Lagen hielten, watschelten die Enten zum nahen Teich; eine Schaar Tauben gurrte auf den Dächern; in einer Ecke lag vor seiner Hütte ein mächtiger Hofhund, während zwei junge Jagdhunde sich unter totem Gecläff umherjagten. An dem großen unförmlichen Ziehbrunnen hantierte eine derbe Magd die nackten Füße in großen Holzpantoffeln; ein Knecht striegelte vor der Stallthür ein kleines zottiges Pferd, rauchte aus der kleinen Thonpfeife und spuckte jede Minute aus. Jetzt trat der Pächter, eine derbe, knöchige Gestalt mit sonnenverbranntem Gesicht, aus der Hausthür und rief der Magd in dem breiten, lothringischen Patois einige Worte zu. Die Magd verließ den Brunnen und eilte in das Haus. Auch der Pächter kehrte wieder in das Haus zurück.

Mißmuthig wendete ich mich ab von dem öden Anblick des Wirthschaftshofes. Eine kleine schmale Treppe führte direkt von meinen Zimmern hinunter in den Garten, welcher sich an der Hinterfront des Schlosses befand. Ich ging in den Garten, um dort die Zeit bis zum Abendessen, welches für uns Offiziere gemeinsam in dem Gasthause des Dorfes stattfinden sollte, zu verbringen. Früher ein prächtiger Park mit schattigen Laubgängen, Statuen, Springbrunnen und herrlichen Bosquets war der Garten jetzt ganz und gar verwildert. Bis auf den Theil, wo das Gemüse wuchs, war er eine einzige grüne Wildniß. Der lothringische Bauer hat keine Zeit und meistens keinen Sinn für nutzlose Beschäftigungen wie die Pflege eines großen Gartens ist. Ja wenn das Schloß noch das Eigenthum des Pächters gewesen wäre!

Aber gerade diese Bildniß war entzückend schön. Wein, Ephen und Lianen rankten sich um die alten Linden- und Kastanienbäume; undurchdringliche Rosenboſquets, aus denen ephenüberkletterte feinerne Götterfiguren hervorragten, breiteten sich überall aus; dunkle Lauben aus Geizblatt und wildem Wein, in die kein Sonnenstrahl einzubringen vermochte, füllten die Ecken und Winkel des Gartens aus; die Wege waren überwuchert von dunklem Ephen und hellgrünen Schlingpflanzen; in der Mitte des kleinen Teiches erhob sich vollständig mit schwarzgrünem saftigem Moos bewachsen, ein steinerner Neptun, ihm zur Seite zwei Nereiden auf bröckelnden Felsen; das trübe Wasser bedeckten breite Blätter; schlanke feuerrothe Wasserlilien schossen gleich glühenden Pfeilen aus der dunklen Tiefe empor; Libellen flatterten darüber hin und geräuschlos huschten langbeinige Wasserkäfer und Spinnen über die Blätter und das schwarze Wasser. Der Zaubergarten eines Märchen schien mir dieser verwilderte Park des alten Schlosses Sémécourt. Aber wo war die liebliche Fee, die Beherrscherin dieses Reiches?

Plötzlich schlug der Gesang einer weiblichen Stimme an mein Ohr. Deutlich unterschied ich die Worte:

O non, tu n'auras pas ma rose!

Car si tu me la flétriras —

Tralala — tralala!

Im Manöver läßt man sich so leicht nicht die Bekanntschaft eines jungen Mädchens entgehen. Und diese Sängerin war entschieden jung, der Ton der Stimme, so frisch, klar und sanft, bewies es unanfechtbar. Ich

drang, dem Ton des Liebes nach, durch den verwilderten Garten; durch Schlingpflanzen, Rosengebüsch und Dornenhecken mußte ich mir den Weg bahnen, denn ich wollte die liebliche Sängerin — denn das dieselbe lieblich sein mußte, stand bei mir fest — in ihrem Versteck überraschen. Meine Mühe ward belohnt. Zu Füßen einer rosenüberrankten Dianastatue, deren Hand der Bogen entfallen und deren zartes Antlitz Wind und Wetter arg mitgenommen, saß auf einer moosüberzogenen alten Steinbank ein junges Mädchen. Neben ihm auf der Bank, ihm zu Füßen, auf seinem Schooße überall lagen Blumen, Asters, Rosen, Georginen, aus denen des Mädchens kleine Finger einen großen Kranz flochten. Das Mädchen selbst erschien mir wie eine Elfe, welche dem Reich der Rose entschlüpft ist. Ein helles einfaches Sommerkleid schmiegte sich an die schlanke, in der ersten Fülle der Jugend schwellende Gestalt, die Füßchen und die zierlichen Knöchel frei lassend. Um den zierlich gebogenen Hals, um die schmalen Handgelenke legten sich schneeweiße Rüschen; der Busen war mit einem Rosenbouquet geschmückt; das zarte rosige Antlitz mit der kleinen Nase, den schwellenden rothen Lippen, den dunkel gezeichneten Augenbrauen, dem Schatten der langen Wimpern auf den Wangen, umrahmten lichtbraune Locken, die ungefesselt, nur mit einer Epheuranke geziert, auf die runden Schultern niederfielen. Jetzt hob das Mädchen langsam die Wimpern empor — ich mochte wohl eine Bewegung in meinem Versteck gemacht haben — zwei große, rehbraune Kinderaugen sahen forschend nach dem Rosengebüsch, in dem ich stand. Der Strahl der Sonne rief goldige Reflexe in diesen prächtigen Augen hervor; er küßte das lichtbraune Haar, er küßte die zarte

Wange, die blühenden Lippen und umschmeichelte die schlanke Gestalt.

Ich trat aus meinem Versteck hervor. Erschreckt sprang das Mädchen empor von seinem Sitze, die Rosen und Blumen rieselten an ihm herab, wie Wasserperlen von einer auftauchenden Meerzire. Mit hocherröthenden Wangen stand die Jungfrau vor mir.

„Mille fois pardon, Mademoiselle,“ redete ich sie an, „wenn ich Sie in Ihrer entzückenden Einsamkeit gestört habe. Aber ich suchte die Königin dieses Blumenreiches und voilà! ich habe sie gefunden!“

„Oh monsieur!“

Das war Alles, was die Kleine in reizender Verlegenheit erwidern konnte.

„Es sollte mir leid thun,“ fuhr ich fort, „wenn Sie sich von hier durch mich vertreiben ließen. Nehmen Sie Ihren Kranz wieder auf und gestatten Sie mir, daß ich Ihnen behülflich bin.“

Ein schelmisches Lächeln spielte um ihre vollen Lippen und verlor sich in den reizendsten Grübchen auf den Wangen. Sie nahm wieder Platz und sagte:

„Eh bien, Monsieur, so reichen Sie mir die Blumen her, jetzt Rosen, wenn ich bitten darf.“

Bald plauderten wir harmlos und fröhlich zusammen. Ich erfuhr, daß der Kranz für eine Pensionsfreundin aus Mex bestimmt sei, welche in einigen Tagen Château Sémécourt besuchen wolle. Die Guirlande sollte ihre Zimmerthür schmücken. Ich erfuhr, daß meine reizende Nachbarin die Tochter meines Quartierwirthes sei, wie ich gleich anfangs vermuthet; daß sie vor Kurzem aus

der Pension der Madame So und So in Nancy auf Sémécourt zurückgekehrt sei, und daß sie den Park des Schlosses entzückend fand; daß ihre Mama schon seit langen Jahren gestorben und daß sie sich recht einsam hier fühle auf dem alten Schloß.

„Und darf ich Ihren Namen nicht erfahren?“

„Ich heiße Rose,“ antwortete sie erröthend und mit scheuem Blick zur Seite.

Wahrlich einen passenderen Namen konnte dies liebe Mädchen nicht tragen. Gleich es doch ganz einer aufbrechenden Rosenknospe, die schüchtern die mit zartem Roth überhauchten Blättchen hervorstreckt aus dem umhüllenden Grün.

„Rose.“

Unwillkürlich wiederholte ich den Namen mit inniger Betonung. Eine kleine Pause trat ein. Das Mädchen erhob sich.

„Ich muß jetzt fort in das Haus,“ sprach sie leise, und mir schien es, als ob ihre Stimme zittere. „Ich muß den Tisch zum Abendessen bereiten.“

„Soll ich kein Andenken an diese Stunde erhalten, Fräulein Rose?“

„Wie soll ich Sie verstehen —?“

„Schenken Sie mir die Rose, welche Sie dort an Ihrer Brust tragen . . . bitte, bitte!“

Unschlüssig spielten ihre Händchen mit der Blume, dann löste sie dieselbe vom Kleide und reichte sie mir hocherröthend. Ich aber ergriff mit der Rose die kleine Hand und preßte einen Kuß darauf. Sie riß sich los und verschwand im nächsten schattigen Gange.

Träumend stand ich da und schaute auf meine Rose.

O non, tu n'auras pas ma rose!
Car si tu me la flétriras —
Tralala — tralala!

So tönte es in meinem Ohr!

Im Lion d'or, im Gasthause von Sémécourt, ging es lustig her. Der Wirth hatte ein vortreffliches Mahl hergerichtet, der Adjutant hatte sich der Sache angenommen und allen Knoblauch, mit dem sonst der Lothringer Bauer seine Speisen zu würzen liebt, ferngehalten. Nur der prächtige Hammelbraten schmeckte etwas nach dem Knollengewächs und die Salatschüssel war mit einer Brotkruste, welche zwischen Knoblauch eingeweicht war, ausgerieben. Aber der treffliche Rothwein, selbstgezogenes Gewächs des Wirthes zum Lion d'or, half über diese Mängel des Diners weg. Die fröhlichste Stimmung griff Platz; der Adjutant war so geschäftig stets neugefüllte Flaschen auf den Tisch zu stellen, daß er selbst fast nicht zum Essen kam. Des Kommandeurs verdrießliches Gesicht heiterte sich sichtlich auf und nahm eine bedenkliche Röthe an. Der dicke Hauptmann schien dicht vor einem Schlaganfall zu stehen, und die Lieutenants, denen bekanntlich nichts heilig ist, ließen ihrem Spott und ihrer Laune freien Lauf. Die richtige Manöverstimmung war zum Durchbruch gekommen.

„Woher haben Sie denn die prächtige Rose, Kamerad?“
So rief man mir zu, auf die Blume deutend, welche mein Knopfloch schmückte.

„Dahinter steckt eine Liebesgeschichte! Heraus damit!“

„Keine falsche Bescheidenheit!“

„Erzählen! Erzählen!“

So schwirrten die Aulse durcheinander.

„Ihr jungen Leute denkt an Nichts weiter, als an solche Alotria,“ knurrte der apoplektische Hauptmann.

„Na, na, Kapitän,“ ward er aber zur Ruhe verwiesen. „Denken Sie nur an Ihre drei Wittwen!“

„Ja, was versteht Ihr jungen Leute davon! Drei Wittwen auf einmal hätte ich haben können, als ich noch jung war! Auf den Knieen haben sie vor mir gelegen.“

„Genug! Genug! Die Geschichte von der Rose wollen wir hören!“

Erregt vom Wein und der Erinnerung an die eben verflossene Stunde gab ich eine poetische Schilderung des Töchterchens meines Quartierwirthes.

Die Gläser klangen zusammen: „Hoch die Rose von Sémécourt! Hoch! Hoch! Hoch!“

Die Sterne glitzerten am dunklen Himmel, als ich heimkehrte in das alte Schloß. Aufgeregt rollte das Blut durch die Adern; die Schläfen pochten, die Pulse flogen — der Wein hatte seine Schuldigkeit gethan.

Dunkel ragten die alten verwitterten Thürme zum Nachthimmel auf; tiefe Ruhe lagerte über dem Gehöft; im Stall nur brummte eine Kuh und der Hoshund fuhr bellend aus seiner Hütte, als ich über den gepflasterten Hof schritt. In dem alten Gebäude brannte nur noch ein Lichtlein, dort im Thurme, dessen kleine Thür nach dem Garten führte. Wer wachte dort noch bei einsamer Lampe? Die Zimmer des Pächters lagen zu ebener Erde neben dem Haupteingange; mein Diener lag bei dem Pferde im Stall; die Knechte und Mägde des Pächters schliefen in einem Nebengebäude.

„Rose!“ —

Leise trat ich an die kleine Thür des Thurmes. Sie stand halb offen; ein heller Lichtstrahl fiel die enge steile Treppe hinunter. Ich schritt hinauf. Auf der letzten Stufe angekommen, zeigte sich mir ein liebliches Bild. Die Thür des Gemaches, welches scheinbar die ganze Rundung des Thurmes ausfüllte, war geöffnet. Von der Decke des Zimmers schwebte eine Lampe, welche mit ihrem sanften Schein das Gemach erfüllte. Im Hintergrunde verborgen durch weiße Gardinen befand sich ein breites Bett. Zur Seite erhob sich ein zierliches Betpult, ein Marienbild mit Rosen bekränzt darüber. Doch vor dem Bilde, im Gebet versunken, die zarte Stirn auf die schneeigen runden Arme gelehnt, die schwellende Gestalt umhüllt von einem weißen Nachtgewande, kniete Rose, meines Wirthes Töchterlein. Die braunen Haare fielen über den gebogenen Nacken, über die weißen, runden Schultern herab; die nackten Füßchen steckten in kleinen blauen Schuhen.

Athemlos lauschend stand ich da. Das Blut wallte in ungestümmen Wellen zu meinem Herzen.

„Rose! Süße Rose!“

Hatte ich diese Worte geflüstert?

Die Jungfrau vor dem Marienbilde zuckte zusammen. Doch tiefer sank sie nieder, verloren im Gebet. Ich aber ließ die Rose, welche sie mir im Garten geschenkt, fallen und eilte die Treppe hinab, die wilden Gedanken und Wünsche, welche mein Herz bestürmten, gewaltsam unterdrückend. Ich hörte noch einen leisen Schrei — das Licht erlosch — dann tiefe Stille und tiefes Dunkel. — —

Ein trüber, naßkalter Herbsttag brach an, als ich am

anderen Morgen aus unruhigem Schlummer erwachte. Naß und frostig standen Busch und Baum im verwilderten Park. Der Regen der Nacht hatte manche Rose entblättert. Auf dem Hof ward es lebendig; mein Bursche trat mit meinen Kleidern in mein Zimmer; auf den Gassen des Dorfes ertönten Hornsignale und riefen die Truppen zu den Sammelplätzen. Noch einen kurzen Gang durch den Garten machte ich, bei einer Biegung des Weges stand plötzlich zitternd und erröthend Rose vor mir im leichten Morgenkleide, am Busen die halbverwelkte Rose, welche sie mir Tags zuvor gegeben.

„Können Sie mir verzeihen, Rose, daß ich Sie gestern Abend belauscht?“


Ihre Augen senkten sich in die meinen. Ihre kleine Hand spielte bebend mit der welken Rose.

„Geben Sie mir die Rose wieder, zum Zeichen, daß Sie mir nicht böse sind.“

Mit der Rose hielt ich ihre kleine bebende Hand fest; unsere Augen trafen sich wieder mit innigem Blick. Wie es kam, ich weiß es nicht — sie lag an meiner Brust und einen kurzen süßen Augenblick preßte ich meinen Mund auf ihre blühenden, warmen, zuckenden Lippen — einen kurzen süßen Augenblick. — Laut auf gelsten die Hörner vor dem Thore des alten Schlosses! Sie riß sich aus meinen Armen und entfloh.

„Lebe wohl, Rose, süße Rose von Sémécourt! Lebe wohl, welcher Glückliche wird Dich pflücken?“

Die Rache des Musketiers Riekebusch.

 . . . ist eine große Festung und liegt hart an der französischen Grenze. Seit Neuerrichtung des deutschen Reiches diesem zugehörig, ist es selbst wohl für den krassesten Laien in militärischen Sachen klar, daß B . . . eine große Garnison haben mußte, um den guten deutschen Reichsbürger vor der Wuth der französischen Chauvinisten zu schützen.

Dies hatte auch das Kriegsministerium mit leicht begreiflicher Klugheit herausgefunden, und so kam es, daß in B . . . mehrere Regimenter Infanterie, Kavallerie und Artillerie garnisonirten. Diese ganze imposante Kriegsmacht stand unter dem Oberbefehl des Gouverneurs, Generals von A . . ., der, obgleich er im Kriege 1870—71 sich tüchtig hervorgethan und ausgezeichnet hatte, doch dem allgemeinen menschlichen Schicksal nicht entgehen konnte, nämlich zu altern und an Kriegsbrauchbarkeit abzunehmen. Mit Hilfe jedoch eines ihm zur Seite stehenden ungemein schlauen Generalstabsoffiziers, um dessen Lippen ein stetes überlegenes Lächeln schwebte und in dessen Augen ein steter ironischer Glanz sich geltend machte, als wolle in dem nächsten Augenblicke der Besitzer dieser klugen Augen

in ein lautes Lachen ausbrechen, vermochte der alternde General doch noch stets seine Pflichten als Gouverneur zu erfüllen und sich mehrere höchste und allerhöchste Orden zu erwerben.

Diese Pflichten als Gouverneur bestanden hauptsächlich darin, daß zum höchsten Aerger der eigentlichen Truppengeneräle und zum allerhöchsten Entsetzen der Bataillonskommandeure und Kompagniechefs gerade in der besten Ausbildungsperiode der Mannschaften, also im Frühling und Frühsommer, in welcher Zeit bekanntlich die entscheidenden Inspektionen abgehalten werden, große Festungsmanöver angesetzt wurden, bei denen im Angriff und der Vertheidigung der die Festung umgebenden Forts die unglaublichste Tapferkeit gezeigt wurde, und welche von der großen strategischen Begabung des Generalstabs-offiziers mit den klugen Augen das beste Zeugniß ablegten.

Bei diesen Festungsmanövern pflegte der alternde Gouverneur, wie das bei allen Manövern Sitte und Recht ist, nach Beendigung der Uebung eine eingehende Kritik abzuhalten. Er machte dabei nicht nur auf die vorgefallenen Fehler aufmerksam, er zeigte nicht nur mit unübertrefflicher Geistesstärke die zumeist bedrohten Punkte der Festung in längerer Rede, bei der ihm der Generalstabs-offizier mit den schlaunen Augen getreulich soufflirte, sondern er pflegte auch jedes Mal zum allgemeinen inneren Ergötzen der andächtig lauschenden Offiziere und zum größten Gaudium des Generalstabs-offiziers, dessen hübscher Mund sich dann zu einem wirklichen Lächeln verzog, auf die gefährliche Lage der Festung im Allgemeinen und der detachirten Forts im Besonderen hinzuweisen. Vorzüglich das eine Fort zunächst der fran-

zöfischen Grenze, welches der Major von Sorgenschwer mit seinem Bataillon besetzt hatte, sei besonders der Lücke der bösen Franzosen ausgesetzt, und es sei die Pflicht des Herrn Major von Sorgenschwer unausgesetzt für die Sicherheit dieses Forts Sorge zu tragen.

Es war in der That nicht angenehm für den Major von Sorgenschwer, daß man ihm diese Sorge für die Sicherheit des bedrohten Postens noch aufbürdete zu den vielen anderen Mühwaltungen eines Bataillons-Kommandeurs. Was hatte der arme Mann nicht Alles zu bedenken und zu besorgen! Ganz abgesehen von der Bataillonskasse, welche mit ihrer ganzen Schwere, und solch eine Bataillonskasse ist eine feuerfeste, eisenbeschlagene Kiste, gleich einem fortwährenden Alp auf dem Herzen des unglücklichen Majors lastete, hatte er noch die Kammern sämmtlicher vier Kompagnien seines Bataillons, auf denen die Hosen, Jacken, Röcke und Mützen in schön geordneten Reihen hingen und die Stiefel in schnurgeraden Linien gleichsam in Parade standen, zu kontrolliren, das Essen der Mannschaften täglich zu revidiren, die Kontrakte mit den Kartoffel- und Fleischlieferanten abzuschließen und last not least sein Bataillon auf die Frühjahrsbesichtigung zu drillen. Wenn ihm nun bei diesen Arbeiten als treuer Begleiter und Helfer sein Adjutant, der Lieutenant von Wichtig, auch zur Seite stand, so konnte er sich doch dabei nicht beruhigen. Und wenn auch Adjutant und Lieutenant von Wichtig es vortrefflich verstand nach Außen hin die hohe Bedeutung seines Amtes zur Geltung zu bringen und durch stetes Beschäftigtsein bis tief in die Nacht, bei den Laien den Glauben zu erwecken, ein Krieg stände unmittelbar vor der Thür, so ließ sich doch der Major von

Sorgenschwer die Hauptarbeit nicht nehmen, in der ganz richtigen Meinung, daß der Adjutant von Wichtig genug mit der äußeren Repräsentation zu thun habe.

Bei dieser Ansicht beharrte der Herr Major unweigerlich, wenn auch, wie eingeweihte Leute behaupteten, sein Haar und Bart in einem Zustand dadurch gerathen war, der unbedingt die Nachhilfe eines stärkenden Mittels erforderte, falls die äußere Erscheinung des Herrn Majors nicht gar zu sehr gegen die seines schneidigen Lieutenants und Adjutanten von Wichtig abstechen sollte.

Doch lassen wir diese Angelegenheit auf sich beruhen; Thatsache ist, daß der Herr Major von Sorgenschwer an einem warmen Frühlingstage an der Spitze seines Bataillons von einem Festungsmanöver auf das bedrohte Fort von den schwersten Sorgen bedrückt zurückkehrte. In tiefen Gedanken versunken saß er auf seinem treuen Schlachtroß, das er, als er im Kriege 70/71 zum Hauptmann avancirt war, von einer Trainkolonne um einen billigen Preis erstanden. Wenn dieses treue Thier auch eher das Aeußere und die Gemüthsruhe eines Karrengauls besaß, so hatte es sich doch unter der kundigen Hand des Herrn Major und in der steten Furcht vor ein Paar riesiger Sporen an den Stiefeln seines Herrn zu einem Kommandeupferd *comme il faut* herausgebildet. Unerfahrene Fähnriche und junge Lieutenants betrachteten mit größter Achtung das Pferd ihres Vorgesetzten, und als gar der Adjutant von Wichtig die Legende aufgebracht, das Pferd sei dem Stalle eines französischen Herzogs entnommen und zähle zu seinen Ahnen die berühmtesten französischen Vollblutpferde, sprach man im ganzen Bataillon nur noch von dem „französischen Voll-

blutpferde“ des Herrn Majors. Ein anderes Mal mag erzählt werden wie diese Legende des Adjutanten von Wichtig als eitel Klunkerei erkannt wurde; jetzt haben wir es mit den schweren Sorgen des Herrn Major in Betreff des bedrohten Forts zu thun.

Das Bataillon stand auf dem Kasernenhofe des Forts. Ernst blickten die schweren Geschütze, an denen die Fußartilleristen der Fortbesatzung exerzirten, von den grünen Wällen auf die sonnige Landschaft, in der die Stadt und Festung B . . . sich ausbreitete, hinab. Ebenso ernst, wie das schwere Geschütz dort oben auf dem Cavalier des Forts, hielt der Herr Major vor seinem Bataillon und blickte tiefsinnig, die Hände auf dem Widerriß seines „französischen Vollblutpferdes“ gestützt, auf die Mannschaft, welche Gewehr bei Fuß erwartungsvoll zu ihrem Kommandeur aufschaute. Ein jeder wußte, daß jetzt eine nochmalige Besprechung des Manövers folgen werde, gerade keine angenehme Aussicht bei dem Sonnenbrand, der auf dem fahlen Kasernenhofe herrschte. Die Hauptleute auf ihren respektiven Vollblutpferden zeigten schon einige Ungeduld, die Lieutenants stockten resignirt mit ihren Degen in dem losen Sande herum, und nur der Adjutant von Wichtig hatte seine ganze Elasticität beibehalten, indem er sein Pferd mittelst seiner Sporen in einer steten Unruhe erhielt und dabei mit dem Tambour-Major ein äußerst lebhaftes Zwiegespräch über einem Tambour, der ein Trommelfell zerschlagen, führte.

Alle diese mehr oder minder interessanten Beschäftigungen unterbrach der Ruf des Herrn Majors, der wie ein tiefer Seufzer klang: „Die Herren Offiziere!“

Die Lieutenants traten in dienstlicher Haltung und

mit resignirten Gesichtern heran; die Hauptleute setzten ihre Gäule in einen schwerfälligen Galopp und der Adjutant von Wichtig flog herbei wie aus der Pistole geschossen. Was kümmerte es ihn, daß er bei diesem schneidigen Reiten den Tambourmajor fast über den Haufen stieß und dem Flügelmann des Bataillons derartig mit Sand und Steinen überschüttete, daß der brave Kerl kaum im Stande war zu athmen. Der Galopp war brillant, die „Pose“ wohl gelungen, das war die Hauptsache!

Mäuschenstill umstanden die Offiziere den Herrn Major von Sorgenschwer. Eine lange Pause, dann hub der Herr Major und Fortkommandant nach schwerem Seufzer an:

„Meine Herren! Sie Alle haben gehört, was Se. Excellenz der Herr Gouverneur über die gefährdete Lage des Forts, das wir zu besetzen die Ehre haben, gesagt hat. Ich, als Kommandant dieses Forts und genau bekannt mit allen Verhältnissen dieses so überaus wichtigen Platzes, kann Se. Excellenz nur in allen Punkten beistimmen und möchte Sie, meine Herren, und besonders die Herren Lieutenants, welche auf dem Fort wohnen, zur größten Vorsicht und Wachsamkeit ermahnen. Bedenken Sie, welche Verantwortung auf unseren Schultern ruht! Die Sicherheit der Stadt und Festung, die Sicherheit der Armee, die Sicherheit des ganzen deutschen Reiches hängt von unserer Wachsamkeit ab! Bedenken Sie, wie unser Erbfeind, der Franzose seit 1871 an der Vervollkommnung seiner kriegerischen Hilfsmittel gearbeitet hat! Bedenken Sie, wie leicht es den tüchtigen Franzosen fallen würde unverhofft in unser Fort einzubrechen! Ich

habe mir die Sache genau überlegt. Es können Leitern aus leichtem Material konstruirt werden. Der Herr Adjutant von Wichtig wird demnächst Zeichnungen solcher Leitern zirkuliren lassen, welche von zwei Mann getragen werden können. Sie können auch zusammenschiebbar sein, wie eine Posaune. Bedenken Sie, meine Herren, wenn mit solchem Material ausgerüstet die Franzosen in einer dunklen Nacht sich an unser Fort heranschlichen! Die Posaunenleitern würden ausgezogen, über den Graben geworfen und — Wupp! wären die Franzosen in unserem Fort, machten die Besatzung zu Gefangenen und bedrohten die Sicherheit des deutschen Reiches. Deshalb, meine Herren“

Doch das Wort erstarb dem Herrn Major auf den Lippen! Während die Offiziere in andachtsvoller Ehrfurcht und Bewunderung der Klugheit des Herrn Majors diesen Worten lauschten, machte sich auf dem breiten Gesicht eines Musketiers, der dem Herrn Major in der Front gerade gegenüber stand, ein breites Lachen geltend. Des Herrn Major wachsameres Auge hatte dieses Lachen bemerkt. Beide Sporen dem „französischen Vollblutpferde“ in die Flanken stoßend, setzte er mit prächtiger Lançade auf den harmlosen Musketier los.

„Weshalb lachen Sie?!“ rief mit Stentorstimme der entrüstete Fortkommandant.

Der unglückselige Musketier fuhr zusammen, als habe ihn ein elektrischer Schlag getroffen.

„Herr Major,“ stammelte er, doch dieser fuhr wuthentbrannt fort:

„Maul halten! Dumme Ausreden! Herr Hauptmann von Hahnebüchen, wie heißt der Mann?“

Der Herr Hauptmann von Hahnebüchen, starr ob der Unverschämtheit seines Kompagnieangehörigen, konnte kaum die Hand an die Bickelhaube legen und stammelte:

„Kiefebusch, Herr Major! Musketier Kiefebusch!“

„Bestrafen Sie den Musketier Kiefebusch mit zwei Strafwachen, Herr Hauptmann, wegen Lachens in der Front! Ich will Ihnen das Lachen vertreiben, Sie — Sie — Musketier Kiefebusch!“

Mit diesen Worten wandte sich der großende Major wieder zu den Offizieren.

„Sie kennen jetzt meine Ansichten, meine Herren,“ fuhr er fort. „Handeln Sie danach. Ich danke Ihnen. Adjutant von Wichtig, die Kompagnien sind entlassen!“

Obgleich diesen letzten Befehl sämtliche Hauptleute und Kompagniechefs gehört, ließ es sich Adjutant von Wichtig doch nicht nehmen, denselben persönlich allen Kompagniechefs nochmals mitzutheilen und zwar mit so geheimnißvoll wichtiger Miene, als habe er die Parole auszugeben. —

Der Kasernenhof hatte sich geleert. Unteroffiziere und Soldaten hatten sich in die Kasernen zurückgezogen, die Offiziere waren in ihre Wohnungen oder nach der Stadt zurückgegangen, nur der Herr Hauptmann von Hahnebüchen, dessen Feldwebel und der unglückliche Musketier Kiefebusch befanden sich noch auf dem von der Sonne grell beschienenen Plage.

Ich weiß nicht, ob die Redensart: „er ist hahnebüchen grob“ von dem Herrn Hauptmann von Hahnebüchen entlehnt ist; soviel aber steht fest, daß dieser Kriegsmann eine göttliche Grobheit besaß, wie nicht viele seiner Kameraden, und daß der Musketier Kiefebusch unter

dieser Eigenschaft zu leiden hatte. Es würde wahrlich an die Nerven meiner freundlichen Leserinnen „eine große Zumuthung stellen“ heißen, wenn ich die Rede des Herrn Hauptmann von Hahnebüchen hier wiederholen wollte. Ich bescheide mich deshalb, das Resultat derselben mitzutheilen, welches dahin lautete, daß der Musketier Kiefebusch noch an demselben Mittag auf Wache zu ziehen und zwar den Posten in der äußersten Batterie des Forts zu übernehmen habe.

Traurige Aussicht für den Musketier Kiefebusch, umsomehr, als der morgige Tag ein Sonntag war, und der Musketier Kiefebusch seinem Schatz versprochen, ihn zu einem Spaziergang in die schöne frühlingsfrische Umgebung der Stadt abzuholen. Das Alles war jezt vereitelt und resignirt begab sich Musketier Kiefebusch in die Kaserne.

Aber ein deutscher Krieger verzweifelt nicht leicht, und wenn nichts Anderes so bleibt ihm noch die — Rache! Und auf Rache sann Musketier Kiefebusch, als er seinen Posten in der fernen Batterie, in der nichts als zwei leere Laffetten zu bewachen waren, bezog.

Doch ein Plan der Rache wollte sich so leicht nicht einstellen. Zum dritten Male bei dunkler Nacht zog unser Musketier auf Posten und noch war er zu keinem festen Entschluß gekommen.

Eine sternenhelle kühle Aprilnacht lag über der schlummernden Erde; über Stadt und Festung S . . . , über dem bedrohten Fort und über der einsamen Batterie mit den beiden leeren Laffetten, welche Musketier Kiefebusch bewachen mußte. Vom Thale herauf zu der Anhöhe, auf der das Fort des Majors von Sorgenschwer lag, schimmerten einzelne Lichter der Stadt; leise rauschte

der Fluß drunten im Thal über das Wehr neben der Mühle, in der die kleinen Fische so vortrefflich gebraten wurden und in der man so herrlichen Landwein, das Liter zu 40 Pfennig, trinken konnte. Dunkel thürmten sich im Westen, nach der französischen Grenze zu, die Berge hoch empor, gekrönt von dichten Waldungen, aus denen hier und da die grauen Steine zerfallener Schlösser hervorblickten. Tiefe Schluchten, enge Thäler, in denen jetzt bleiche Nebel sich zusammenballten, durchzogen diese Berge, und in eines dieser herrlichen Thäler in welchem am murmelnden Bach ein einsames Wirtshaus stand unweit eines Eisenwerkes, dessen Schornsteine gleich drohenden Armen riesiger Riesen sich gen Himmel streckten, hatte Musketier Riekebusch seinen Schatz am folgenden Tage führen wollen, den er jetzt nun zur schönsten Hälfte auf der Wache verbringen mußte. Was nützte es dem armen Musketier, daß er um 3 Uhr von Wache frei war? Ehe er sich ausgeruht von der Strapaze des Dienstes, ehe er seinen Anzug, seine Waffen wieder in Stand gesetzt, war der Abend hereingebrochen, und zu spät ward es, um noch den Spaziergang nach dem Eisenhammer und dem einsamen Wirtshaus mit den dunklen, lauschigen Lauben zu machen!

Sollte unter solchen Umständen Musketier Riekebusch nicht auf Rache denken? Noch dazu, wenn er sich das Erstaunen und den Groll seiner Geliebten vorstellte, welche ihn vergebens erwarten würde? Und all dieser Aerger und der Streit wegen des dummen Forts und der Angst des Herrn Majors von Sorgenstreu vor den Franzosen! Da sollte doch gleich dieser und Jener dreinschlagen!

Mißmuthig, einen lauten Fluch ausstoßend warf

Musketier Kiefebusch das Gewehr Modell 72 von der rechten auf die linke Schulter und ging in düsteren Gedanken versunken in der Batterie auf und ab. An dem Ende der Batterie, welche mit ihrer Spitze fast nach Westen, also nach der französischen Grenze zeigte, blieb er lauschend stehen. Ein eigenthümliches, pochendes, dumpfes Geräusch, das aus dem Innern der Erde zu kommen schien, drang an sein aufmerksames Ohr. In regelmäßigen Zwischenpausen wiederholte sich dieses dumpfe Pochen, welches genau so klang, als ob mit einem schweren Hammer gegen Felsen und Erdmassen geschlagen würde. Desters machte sich ein leises Zittern des Erdbodens bemerkbar.

Eine Weile horchte Musketier Kiefebusch mit gespanntester Aufmerksamkeit. Er legte das Ohr auf die Erde und lauschte; deutlicher wie je drang das dumpfe unterirdische Geräusch zu ihm. Ein triumphirendes, tückisches, listiges Lächeln flog über seine vor wenig Augenblicken noch so düsteren Gesichtszüge.

„Du hast mich meinen Sonntag verdorben, Herr Major, mit deiner dummen Strafwache, ich werde dich deinen Sonntag auch verderben.“

So murmelte Musketier Kiefebusch und setzte dann seinen Patrouillengang geduldig fort, bis die Stunde der Ablösung kam.

* * *

Der Herr Major von Sorgenschwer hatte ein für alle Mal befohlen, daß sämtliche Meldungen der Fortwache, welche reglementarisch von dieser direkt nach der Kommandantur geschickt wurden, abschriftlich ihm als

Fort-Kommandanten ebenfalls zugestellt würden. Die erste Arbeit des vielbeschäftigten Offiziers war, des Morgens noch vor dem Kaffeetrinken, diese Meldungen und Rapporte durchzulesen. Gewöhnlich bestanden dieselben nur aus den Postenzetteln mit der Angabe der Stunde, um welche der Rondeoffizier die Wache visitirt hatte. Zuweilen ward auch gemeldet, daß ein Cylinder zerbrochen sei und zwar „ohne Schuld des Mannes“, oder daß das Petroleum, welches die Garnisonverwaltung geliefert, nicht brennen wollte. Solche Vorfälle erregten dann jedes Mal den Zorn des Herrn Majors aufs Höchste, und der Adjutant von Wichtig hatte Recherchen anzustellen, ausführliche Berichte einzufordern und weiter auszuarbeiten. Meistens blieben diese Berichte schon beim Regimente liegen und wurden nicht weiter gereicht. Der Herr Oberst liebte es nicht, wenn bei den höheren Truppenbehörden sein Regiment gar zu oft erwähnt wurde.

Heute, an diesem Sonntagmorgen, an dem sich der Herr Major so recht erholen wollte von den Strapazen der letzten Woche, heute jedoch sprang er entsezt von seinem Stuhle empor, als er einen Blick auf die vorliegenden Meldungen der Fortwache geworfen.

„Christian, meine Stiefel! Meinen Säbel! Meinen Helm! Meine Handschuh! In drei Teufels Namen, so beeile Dich doch, Du Esel von einem Burschen!“

So rief im höchsten Tone der Verzweiflung und der Aufregung der Unglückliche seinem Burschen zu, der mit nichts Böses ahnendem Gemüth und unter leisem Pfeifen von: „Denke Dir, mein Liebchen“, in seinem Zimmer die Stiefel und Schuhe der Familie des Herrn Majors putzte. Die Frau Majorin, zwei Fräulein Töchter im Alter von

achtzehn bis zwanzig Jahren stürzten im tiefsten Negligé durch die verschiedenen Thüren in das Gemach ihres Familienoberhauptes.

„Was wollt Ihr hier?“ rief zornig der Major.

„Aber Mann, was hast Du denn?“ fragte in sanften Tönen die Frau Majorin, in der einen Hand die Brennscheere für ihre Locken, in der anderen ein Bürstchen zum Färben der Augenbrauen haltend.

„Hinaus, sage ich Euch!“ rief jedoch trotz der Sanftheit seiner Gattin, der erschrockene Offizier. „Es ist ein Dienstgeheimniß! O das unglückliche Fort! O diese hinterlistigen Franzosen!“

Er riß dem eintretenden Burschen die Stiefel aus der Hand, fuhr so schnell wie in seinen Lieutenantsjahren, wenn er zu spät aufgestanden war, hinein, stülpte sich den Helm auf das noch unfrisirte Haupt, schnallte den Säbel um und stürmte davon, die Seinen in der größten Verstärkung zurücklassend.

Wir aber werden die Aufregung des Herrn Majors verstehen, wenn wir einen Blick in die Meldung des Fort-Wachkommandanten werfen. Diese lautete:

Meldung von der Wache des Forts X

Der Musketier Riekebusch der 3. Kompagnie, welcher von 11 bis 1 Uhr in letzter Nacht auf Posten in der Westbatterie stand, meldete bei seiner Ablösung, daß er ein pochendes, dumpfes Geräusch vernommen, welches sehr wahrscheinlich von unterirdischen Mineur-Arbeiten herrühre. Eine von mir abgesandte Patrouille nach der Westbatterie bestätigte diese Meldung.

Allerkamp,

Unteroffizier und Wachkommandant.

Der geneigte Leser wird jetzt dem Herrn Major seine Aufregung verzeihen. —

In dem ersten Augenblicke war sich der Herr Major von Sorgenschwer der Wichtigkeit dieser Meldung bewußt. Er stürmte in die Wohnung des Adjutanten von Wichtig und rief: „Wissen Sie es schon? die Franzosen versuchen unser Fort zu unterminiren, in die Luft zu sprengen!“

Der Adjutant von Wichtig erschrak aufs Höchste; gerade dabei beschäftigt, seinen langen dünnen Schnurrbart mit einem Brenneisen den durchaus nöthigen martialischen Schwung nach den Augenwinkeln zu geben, verbrannte er bei dem stürmischen Eintritt seines Vorgesetzten seine linke Wange, so daß diese noch einige Wochen später eine häßliche rothe Stelle zeigte.

„Eilen Sie sofort nach der Kommandantur und dem Gouvernement,“ befahl der unglückliche Bataillonskommandeur. „Erfundigen Sie sich, welche Sicherheitsmaßregeln angewandt werden sollen. Ich reite nach dem Fort; werde die Angelegenheit persönlich untersuchen. Uebrigens bewahren Sie die strengste Diskretion.“

Mit diesen Worten stürzte der Herr Major von Sorgenschwer wieder davon, und der Adjutant von Wichtig begab sich, nachdem er seine verbrannte Wange mit Cold-Cream eingerieben, nach den beiden genannten Behörden; höchste Wuth im Herzen, nicht etwa wegen des bedrohten Forts, sondern wegen seiner versengten Wange. Als er jedoch auf dem Gouvernement und der Kommandantur ebenfalls der größten Aufregung begegnete, gewann er seine dienstliche, würdige Haltung wieder und ging an dem schönen Sonntagmorgen mit einer eifertigen Wichtigkeit in den Straßen der Stadt auf und ab, daß ihm alle

Soldaten und Kameraden erstaunt nachsahen, indem sie murmelten: „Was ist denn wieder los?“

Gegen Mittag versammelte sich eine auserlesene und glänzende Gesellschaft auf dem bedrohten Fort. Da war vor Allen Se. Excellenz, der Herr Gouverneur selbst mit dem ironisch lächelnden Generalstabsoffizier; dann der Herr Kommandant der Festung, ein Oberst von der Armee, dessen Pensionirung jeden Tag erwartet wurde; außerdem der Brigade- und Divisionskommandeur, der Oberst des betreffenden Infanterie-Regiments, zu dem das Fortbataillon gehörte, ein Major von dem Ingenieur-Korps, sämtliche Hauptleute des Bataillons und last not least! Musketier Kiefebusch.

Mit vieler Gründlichkeit wurde die bewußte Angelegenheit behandelt. Großartig war Se. Excellenz, der Herr Gouverneur, im Aufstellen immer neuer Hypothesen. Musketier Kiefebusch ward von dem ironischen Generalstabsoffizier einem scharfen Kreuzverhör unterworfen, doch blieb derselbe bei seiner ersten Meldung und die hohe Gesellschaft begab sich an Ort und Stelle, um mit den eigenen klugen Ohren nach dem Geräusch zu lauschen.

Aber obgleich man lange Zeit aufmerksam horchend dastand, obgleich der Major von dem Ingenieur-Korps, einem Korps, welches bekanntlich die allerklügsten Offiziere besitzt, die einer allbekannten Sage zu Folge, selbst das Gras wachsen hören, obgleich also dieser Major von dem Ingenieur-Korps horchend und klopfend auf der Erde umherkroch, die kluge Nase nach allen Richtungen prüfend in den Wind steckte, so war doch außer den mannigfachen Tönen des geräuschvollen Tages kein anderer verdächtiger Laut zu vernehmen.

„Ganz natürlich,“ meinte der tief niedergeschlagene Major von Sorgenstern, „die französischen Mineurs werden auch nur des Nachts arbeiten.“

„Jedenfalls,“ ordnete der Gouverneur an, „muß das Faktum noch heute an das Generalkommando und womöglich an das Kriegsministerium gemeldet werden.“

Nur den Vorstellungen des ironischen Generalstabs-offiziers gelang es, diese Maßregel noch einige Tage aufzuschieben. Man müsse noch einmal des Nachts durch Offiziere dieses Geräusch prüfen lassen, meinte der vorsichtige und kluge Mann. Vielleicht habe sich Musketier Kiebusch doch getäuscht, und wäre dies der Fall, dann würde man sich mit einer derartigen Meldung bei den hohen Behörden arg blamieren.

Nun ist nichts so gefährlich für eine militärische Karriere, als Blamage bei einem vorgesetzten Kommando, und die ganze Gesellschaft stimmte daher dem Generalstabs-offizier mit den klugen Augen bei. Es wurde befohlen, daß drei Nächte hintereinander ein Offizier in der Batterie zu wachen habe, welche Maßregel eine ungeheure Entrüstung unter dem jüngeren Offizierkorps, dem selbstverständlich dieser unangenehme Dienst zufiel, hervorrief. Aber Reklamation gegen einen Befehl giebt es nicht, und so mußten sich die Herren Lieutenants dieser Aufgabe des Horchens unterziehen.

Mit äußerster Spannung erwartete man die Meldung des Offiziers am anderen Morgen. Richtig, wiederum war das unheimliche Geräusch vernommen, und die Verzweiflung des Herrn Majors konnten kaum die gleichlautenden Meldungen der beiden folgenden Tage steigern. Wie eine verdamnte Seele, wie ein Verbrecher mit bösem

Gewissen lief der unglückliche Mann umher; Bart und Haar wurden nicht mehr gepflegt, das Brenneisen ruhte, die Schminke- und Farbetöpfchen standen unbeachtet auf dem Toilettentische; die beiden Pferde des Majors aber standen stets gefattelt und gezäumt in dem Stalle, eine Maßregel, welche der kluge Geist des französischen Vollblutpferdes nicht gutheißen konnte und mit fortwährendem Kopfschütteln kritisirte.

Herr Major von Sorgenschwer sah sich schon mit seinem ganzen Bataillon in die Luft gesprengt; er traf Anordnungen im Fall seines Todes; er machte sein Testament; schrieb Abschiedsbriefe an seine alten Freunde, kurz, bereitete Alles zur schleunigen Abreise in das Jenseits vor.

Nach Ablauf der drei Tage ward bei Sr. Excellenz dem Gouverneur abermals ein Kriegs Rath gehalten. Man wollte telegraphische, chiffirte Meldungen an die höchsten militärischen Behörden senden; eine Ingenieurkommission sollte zusammentreten, das Fort sollte kriegsmäßig armirt werden, Patrouillen sollten Tag und Nacht die Umgegend durchstreifen, eine Vorstellung an die französische Regierung sollte gemacht werden, kurz, es wurden so viel wichtige Entschlüsse gefaßt, daß der Generalstabsoffizier mit den klugen Augen und dem ironischen Lächeln nur mit der größten Mühe die Erlaubniß erhielt, bevor alle diese Entschlüsse zur Ausführung gebracht würden, selbst noch einmal einen Refognoscirungsrith in die Umgebung des bedrohten Forts zu machen.

„Es ist das letzte Mal, Herr Major,“ sagte Se. Excellenz, „daß ich Ihnen nachgebe. Bringen Sie mir keine günstige Nachricht, so gehen die Meldungen ab.“

Nachdem der ironische Generalstabsoffizier gut zu

Mittag gespeist, schwang er sich in den Sattel und ritt wohlgemuth zum Thore hinaus.

„Das Räthsel muß sich lösen lassen,“ sprach er leise vor sich hin und trabte die Straße entlang, welche sich an dem Fort vorbei in den Bergen der Grenze verlor.

Es war ein herrlicher Frühlingmorgen. Trillernd stiegen die Lerchen zum blauen Himmel empor; in den Weinbergen arbeiteten unter fröhlichem Gesang die Landleute; die Sonne lachte froh und friedlich herab auf die grünende, blühende Landschaft, und so war es in der That nicht zu verwundern, daß der Generalstabsoffizier sich nicht mit dem Gedanken befreunden konnte, die Franzosen dächten an Mord und Brand.

Deutlicher sah man das ironische Lächeln auf seinem klugen, offenen Antlitz, als er in eine Schlucht einritt, die zu beiden Seiten durch steile Felsen, gekrönt von mächtigen Buchenwäldungen, begrenzt wurde. Im raschen Trabe ritt er die Schlucht entlang auf dem gutgehaltenen Wege. Jetzt machte dieser Weg eine Biegung; erstaunt lauschend hielt der Offizier sein Pferd an! Er vernahm deutlich dasselbe dumpfe, pochende Geräusch, wie in der Batterie auf dem Fort.

Er setzte sein Pferd wieder in Bewegung. Mehr und mehr erweiterte sich die Schlucht; deutlicher stets tönte das Geräusch an sein Ohr; schließlich unterschied er ganz bestimmt das Auffallen eines mächtigen Hammers auf einen harten Gegenstand.

Immer vergnügter, immer ironischer ward das Lächeln auf dem Antlitz des klugen Generalstabsoffiziers.

Jetzt öffnete sich die Schlucht zu einem reizenden Thale, umkränzt von schattigen Wäldern. Fast versenkt

unter Felsen, an einem murmelnden Bache lag freundlich grüßend ein kleines Wirthshaus. Aber drüben da breiteten sich schwarze Gebäude aus; hohe Schornsteine stiegen zum Himmel empor; in dunklen Defen glühten mächtige Flammen und große Massen von flüssigem, feurigem Eisen; dorthier schallte auch der dumpfe Hammerschlag, der rings die Erde erzittern machte.


„O Kiefebusch, Kiefebusch!“ rief lachend der Generalstabsoffizier mit den klugen Augen. „Wie hast Du uns Alle, die wir doch so kluge Leute sind, angeführt! Das Getöse eines Eisenhammers für das Geräusch von Mineurarbeiten zu nehmen!? Ah, das ist köstlich! Der arme Herr Major von Sorgenschwer!“

Ehe er heimritt, stärkte sich der Generalstabsoffizier in der besten Laune von der Welt an dem trefflichen Landwein in der Waldschenke, in der Musketier Kiefebusch so oft mit seinem Schatz gefessen. —

Die hohen Herren in der großen mächtigen Stadt und Festung B . . . waren lange Zeit nicht sicher vor dem Spott und dem ironischen Lachen des klugen Generalstabsoffiziers. Nur der Adjutant von Wichtig hatte natürlich diese harmlose Lösung des Räthfels vorausgesehen; aber der Herr Major von Sorgenschwer nahm sich die Sache sehr zu Herzen. Wenn auch dieses Mal das Unglück verhindert worden war, so war doch die Möglichkeit eines solchen nicht ausgeschlossen, und der Herr Major fühlte sich nicht mehr kräftig genug, diese Sorgen und diese Verantwortlichkeit seiner Stellung noch länger zu ertragen. Er reichte seinen Abschied ein und zog sich mit der Pension und dem Recht, Uniform tragen zu dürfen, in die Ruhe des Civillebens zurück.

Alle Betheiligten bewahrten eine Zeit lang tiefes Schweigen über diese Geschichte, aber der Spott des Generalstabsoffiziers brachte sie allmählig doch an das Tageslicht, und unter den Soldaten sorgte Musketier Kiefebusch schon dafür, daß man seine wohlgelungene Rache nicht vergaß.

Beim Pfarrer im Quartier.

 Mit Sektionen links schwenkt — halt! Gewehr ab! Rührt Euch!"

Um uns die breite Dorfstraße, die niedrigen Bauernhäuser mit ihren einförmigen, weißgrauen Mauern, durchbrochen nur von einzelnen kleinen Fenstern. Vor den Thüren Düngerhaufen, scharrende Hühner, grunzende Schweine, kläffende Hunde; Bauern in ihren kurzen, blauen und grauen Blousen, auf dem Kopfe den breiten Strohhut oder eine wollene Zipfelmütze, im Munde die kurze Pfeife — *brûle-gueule* —, die Hände in den Taschen der weiten Hosen; die Bauernweiber in schmutzigen Werkeltagskleidern, frische, kräftige Dirnen, deren schwellende Busen das Nieder zu sprengen drohen; Buben und kleine Mädchen bis zum jüngsten Alter hinunter, welche, den Finger in der Nase, die „Prussiens“ staunend anstarren. Ueber dem Allem der klare, reine Himmel eines prächtigen Septembertages; ringsum abgeerntete Felder und Waldparcellen in den Farben des Herbstes prangend.

„Sind die Quartierbillets in Ordnung, Vizefeldwebel?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

„Gut. Die Korporalschaften entlassen! Morgen fünfeinhalb Uhr Abmarsch. Der Sammelplatz befindet sich vor meinem Quartier im Pfarrhause. Abmarschirt!“

Die Kommandos der Korporalschaftsführer ertönen. Die Abtheilung löst sich auf, die Soldaten treten hier und da fragend an die Einwohner heran, die ihnen grinsend antworten: „Nix versteh!“ bis ein kluger Einjähriger oder eingebornen Freiwilliger das gegenseitige Verständniß anbahnt.

Allmählig finden die Soldaten ihre Quartiere; die Dorfstraße wird leer, die Bewohner haben sich mit ihrer Einquartirung in die Häuser und Hütten zurückgezogen; auf der Gasse bleiben nur die Hühner, Schweine, Hunde zurück, und der freundliche Sonnenschein. Langsam schlendere ich meinem Quartiere zu, dem alten Pfarrhause, das versteckt von Gebüsch und breitästigen Kastanien neben dem Kirchlein des Dorfes liegt.

Es war ein heißer Schlachttag gewesen. Auf beiden Seiten ward mit großer Erbitterung gekämpft, bis endlich das Machtwort des Oberbefehlshabers der ganzen Sache ein Ende gemacht. Die Truppen rückten in ihre Rationnements, bestaubt, erhitzt, erschöpft bis zum Umfallen. Meine Kompagnie lag in einem größeren Dorfe, ich selbst mit einem Zuge ward in ein kleines Dörfchen, eine halbe Stunde vom Hauptquartier entfernt, detachirt.

Friedrich, mein Bursche, war mit meinem Gepäc schon vorausgegangen nach meinem Quartier beim Curé des Ortes. Er empfing mich mit pfffig lächelnder Miene.

„Hier ist's gut, Herr Lieutenant. Herr Lieutenant haben ein schönes Quartier.“

Das Pfarrhaus ein kleines zweistöckiges Gebäude mit

je zwei Fenstern an den Seiten der Hausthür, vor welcher sich eine breite steinerne Bank im Schatten zweier mächtiger, alter Kastanienbäume befand, zeigte im Innern eine allerliebste Einrichtung und höchste Sauberkeit. Die Fenster, welche sich in der Hausthür und darüber befanden, bestanden aus farbigen Glasscheiben, durch die die Sonne in bunten Strahlen auf die Fliesen des Hausflurs und auf die mit leichtgebräunter Tapete bedeckten Wände fiel. An diesen Wänden hingen einige dunkle Delgemälde von Heiligen und ein großes Kreuzifix aus schwarzem Holze, sodaß der Flur einen feierlichen, kirchartigen Charakter erhalten hatte. Eine braune Treppe führte in den ersten Stock; im Hintergrunde eine zweite Thür in den Blumen- und Gemüsegarten des Herrn Pfarrers. Ein kräftiger Bratengeruch, aus der Küche kommend, umhauchte angenehm unsere Nasen. Rechts und links des Hausflurs befanden sich die Gemächer von „Monsieur le curé.“

Als ich eintrat, huschte flüchtig, wie ein Reh, ein junges Weib in die Küche; sonst empfing mich außer meinem Burschen nur ein großer schwarzer Kater, der auf der Schwelle der Gartenthür sein glänzendes Fell in der Sonne wärmte. Schläfrig blinzelte er mich an, erhob sich, krümmte seinen Buckel und ließ den langen Schweif in anmuthigen Windungen spielen.

Ich folgte Friedrich hinauf in meine Zimmer, welche im ersten Stock lagen. Und wahrlich mein braver Bursche hatte nicht zu viel versprochen, ich hatte in diesem Manöver noch kein so gutes Quartier gehabt!

Zwei allerdings nicht sehr große Zimmer hatte man mir zur Verfügung gestellt. Das Wohnzimmer ging nach der Dorfstraße hinaus, das Schlafgemach nach dem Garten

hinter dem Hause. In beiden Zimmern war die Einrichtung in Geschmack, Styl und Farbenzusammenstellung die gleiche. Sopha, Sessel, Polsterstühle, Teppiche, Tapeten, Bettvorhänge und Gardinen, Alles war von demselben Stoff und derselben Farbenzusammenstellung. Das Bett, in einer breiten Nische stehend, war vortrefflich; von ungeheueren Dimensionen, mit der feinsten Leinwand bezogen. Entschuldige, geneigter Leser, wenn ich von diesem Bett mit schwärmerischer Verehrung spreche. Aber für einen armen, gequälten Infanterie-Offizier ist das Bett das Wichtigste in allen Quartieren. In ihm verbringt er die angenehmsten Stunden an einem Ruhetage; in ihm erholen sich die steifen Gliedmaßen wieder, die wunden Füße; in ihm vergift man so ganz und gar die Beschwerden der letzten Bivouaks, das man im günstigsten Falle in einem dumpfen Zelte, auf einer Handvoll Stroh und einer wollenen Decke verbracht, die man außerdem noch gegen die Diebsgelüste der lebenswürdigen Kameraden vertheiligen muß. Deshalb blieb ich auch mit freudigem Ausruf vor diesem breitem Bette stehen, während mein braver Friedrich grinsend mir Helm und Degen abnahm.

„Hast Du die Hausleute schon gesehen, Friedrich?“

„Zu Befehl Herr Lieutenant. Es ist der Herr Pastor, seine alten Eltern und ein junge Frau, welche die Küche besorgt. Die Alten sind nette Leute und sprechen auch deutsch. Der Pastor scheint ein stolzer Kerl zu sein; er hat zu mir nur „Bon jour!“ gesagt.“

In diesem Augenblicke ward leise an die Thür geklopft. Auf mein „Entrez!“ trat ein altes Mütterchen in einfacher aber reinlicher Kleidung in das Zimmer; es knixte tief zur Begrüßung und fragte dann mit leiser

Stimme, „ob der ‚Herr Offizier‘ zufrieden sei, und ob der ‚Herr Offizier‘ mit Monsieur le curé um sechs Uhr zu Abend speisen wolle.“ Ich ließ dem Herrn Curé meinen Dank für die Einladung sagen und daß ich pünktlich erscheinen würde.

Mit tiefem Knir verabschiedete sich das Mütterchen.

„Das ist die Mutter von dem Herrn Pastor, Herr Lieutenant.“ —

Herunter von den müden Füßen die schweren Manöverstiefel mit einem halben Fürstenthum an den Sohlen, herunter die staubigen Kleider; hineingeschlüpft in ein weiches, frisches Nachthemd, und dann sich behaglich feuzend ausgestreckt auf dem famosen Bett des Herrn Pfarrers. Ah, wie das wohlthut den steifen Gliedern! —

Friedrich zieht leise die Vorhänge an den Fenstern zu, sodaß sich kein unbescheidener Sonnenstrahl in das dämmerige Gemach stehlen kann. Dann entfernt sich der brave Bursche, nachdem er die Weisung empfangen, mich um fünf Uhr zu wecken. Auch er hat der Ruhe nöthig.

Tiefe Stille herrscht in dem Zimmer und draußen in dem weiten pfarrherrlichen Garten. Jetzt tönt der Schlag der Kirchenglocke an mein Ohr, dann wiederum tiefe Stille. Ich schlummere schon halb; wie im Traume höre ich den Ton eines Liedes, welches eine sanfte, weibliche Stimme singt:

„Viens avec moi pour fêter le printemps!

Nous cueillerons des lilas et des roses!

Ne vois tu pas, que la fleur demis close

Ouvre au printemps un parfum le plus doux?“

Das Bewußtsein schwindet, ein tiefer, traumloser Schlummer umhüllt die Sinne. — —

„Wollen Herr Lieutenant sich jetzt anziehen? Es ist fünf Uhr.“

Mit diesen Worten weckt mich Friedrich zur befohlenen Zeit. Ich habe prächtig geruht. Neugestärkt und erquickt erhebe ich mich nur langsam von dem Lager. Friedrich zieht die Gardine zurück; die sinkende Sonne sendet ihre goldigen Strahlen in das Gemach. Ich öffne die Fenster und athme mit tiefen Zügen den würzigen Duft ein, welchen der Garten zu mir emporsendet. In schwarzer Priesterkleidung, das Brevier in der feinen weißen Hand wandelt lesend *Monsieur le curé* zwischen den Blumenbeeten auf und ab. Zwischen den Ranken der Bohnen und dem emporgeschossenen Spargelkraut sehe ich ein halbstädtisch gekleidetes junges Weib mit prächtigen schwarzen Haaren, schlankem, biegsamem Körper und blassem Gesicht beschäftigt, Bohnen in einen Korb zu pflücken. Hoch in den blauen Lüften kreisen die Schwalben, die sich zur Reise nach dem Süden sammeln. In der Kirche nebenan läutet die Vesperglocke. Fern im Nebel verschwinden die Berge des Horizontes. Alles athmet Frieden und Ruhe! —

Der Pfarrer ist eine hohe, kräftige Gestalt, die man sich recht gut in Wehr und Waffen vorstellen kann. Er geht barhäuptig und sein dunkles kurzes Haar begrenzt scharf die kleine Tonsur. Sein Antlitz mit schönen und energischen Zügen wie aus Stein geschnitten, zeigt eine gelbliche Blässe. Der Schatten des sorgfältig rasirten Bartes liegt auf den Wangen und dem Kinn. Die kräftigen Lippen des etwas großen Mundes sind fest geschlossen. Die blaugrauen Augen erheben sich oft von dem Buche zum Himmel und die weiße, schlanke Hand macht

dann die Bewegung des Kreuzschlagens. Ruhig wandelt er zwischen den Blumen auf und ab. Jetzt bleibt er stehen, schiebt das Buch in die Tasche seines langen Rockes und ruft mit helltönender Stimme: „Maria!“

Das junge Weib mit den prächtigen schwarzen Haaren kommt näher.

„Was wünschen Monsieur?“ fragt sie in französischer Sprache.

„Ich gehe in das Haus. Sorgen Sie, daß das Abendessen pünktlich bereit ist. Der Offizier wird Hunger haben.“

Maria verbeugt sich leicht und Monsieur le curé geht langsam, ruhigen Schrittes in das Haus.

Mit großen, scheuen, dunklen Augen folgt das junge, schöne Weib dem Davonschreitenden. Eine flüchtige Röthe huscht über ihre Wangen; ein leichtes Beben scheint durch ihren Körper zu zittern. Dann rafft sie sich plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, auf und eilt in das Haus. —

Mein Wirth empfing mich in seinem Studirzimmer. Mit lebenswürdiger Würde reichte er mir die schlanke, kühle Hand und fragte mich, ob ich mit meinem Quartier zufrieden sei.

„Nur wenig kann ein armer Dorfpfarrer Ihnen bieten,“ sagt er und ein leichtes, trübes Lächeln umzuckt den schönen Mund.

Ich danke ihm für seine Gastfreundschaft und sprach meine Ueberraschung aus, hier in dem einsamen Dörfchen so viel Komfort und Geschmaç zu finden.

„Man thut, was man kann, mein Herr,“ erwidert der Pfarrer. „Ich halte es für keine Sünde, sich den irdischen Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Ich

verabscheue die kahlen, schmucklosen Wände vieler meiner Amtsgenossen.“

Er sprach die Wahrheit. Denn auch sein Studierzimmer war geschmackvoll, ja fast zu reich für den einsamen Dorfspfarrer eingerichtet. Hohe Bücherregale, ernste Heiligenbilder bedeckten die Wände. Ueber den mit mancherlei Schriften beschwerten Schreibtisch hing ein guter Stich der Murilloschen Madonna; in einer Ecke des Gemachs befand sich ein reich geschnitztes Betpult, über demselben ein Kreuzifix aus Ebenholz und Elfenbein.

Als wir noch sprachen, erschien die alte Frau und meldete mit einem Knix, daß das Abendessen bereit sei. Wir gingen in das Eßzimmer. Dort trafen wir einen alten Mann und das alte Mütterchen, welche mir der Curé mit den einfachen Worten vorstellte: „Mon père-ma mère!“

Der alte Herr — ein einfacher, etwas bäuerischer Mann — nahm mit uns an dem Tische Platz; das Mütterchen bediente uns.

Die Kosten der Unterhaltung trug mit gewisser weltmännischer Würde fast ganz allein der Pfarrer. Er schien viel in der Welt umhergekommen. Er sprach von Paris, von dem Süden Frankreichs, von der Schweiz, von Italien und Rom. Er mußte viel gelesen und studirt haben, denn welches Thema auch berührt wurde, er zeigte sich überall als hochgebildeter und gründlicher Kenner. Religiöse Fragen vermied er; er ging leicht über sie hinweg. Seine Eltern behandelte er mit herablassender Würde; kindliche Liebe und kindliches Entgegenkommen bemerkte ich nicht in seinem Benehmen. Das alte Elternpaar hingegen schien mit Bewunderung und tiefer Verehrung zu dem ge-

lehreten Sohne aufzublicken. Sie nannten ihn stets nur „Monsieur le curé.“

Ich war erstaunt, hier in diesem weltentlegenen Dörfchen einen Priester zu treffen, dessen Platz in der großen Welt, in einer volkreichen Stadt sein mußte. Was verstanden die Bauern hier in dieser Gemeinde von seiner Gelehrsamkeit? Was von seinen Reden und Predigten? Denn ich war überzeugt, daß dieser Priester auch ein vortrefflicher Kanzelredner sein mußte. Wie kam es, daß ein solcher Mann mit dieser Bildung, mit diesem Wissenstrieb, diesem Drang nach Erkenntniß, sich in solcher Einsamkeit begrub?

Als ich mich in diesem Sinne äußerte, flog ein schwaches Lächeln über das blasser, durchgeistigte Antlitz des Priesters; in seinen Augen blitzte es düster auf und seine Hand schien sich krampfhaft zur Faust ballen zu wollen. Doch faßte er sich rasch wieder und antwortete mir ruhig: „Ich liebe die Einsamkeit. Ich bin zufrieden.“

Der Vater des Priesters beugte sich tief auf seinen Teller.

Das Essen war gut; der Wein vorzüglich. Noch lange blieben wir, der Pfarrer und ich, nach beendigtem Mahle bei einem Glase Wein sitzen, während das alte Mütterchen sich zurückzog und der Vater des Pfarrers in einer Ecke des Zimmers in einem Sessel Platz nahm, halb im Schlafe unserm Gespräche lauschend. —

Endlich nahm ich Abschied von meinem freundlichen Wirth. Ich war jedoch nicht in der Stimmung, jetzt schlafen zu gehen und trat hinaus vor die Hausthür um noch einen Spaziergang durch das Dorf zu machen. Eine herrliche Herbstnacht lagerte über dem schlummernden Ort

Hell und klar schwebte die Scheibe des Mondes am dunklen Himmel, umringt von dem Millionenheer der Sterne. Ueber die Felder und Wiesen des Dorfes zogen weiße Nebel, wie die Gewänder und Schleier von bleichen Nixen und Feen. In den Häusern, auf den Gehöften des Dorfes lautlose Stille; nur einzelne Lichtlein glänzten aus den kleinen Fenstern. Kein Mensch war zu sehen, nur der Posten von der Kantonnementswache ging langsam, das Gewehr nachlässig im Arm, auf und ab. Ein Hund lief an mir vorbei, eine Kage schlich sich geräuschlos um die Ecke der kleinen Kirche.

Traumhaft lag das Dorf da, wie im Traum wanderte ich die breite Dorfstraße entlang.

Was ich dachte? — Ich dachte an den Priester mit der ruhigen Würde eines gelehrten Prälaten, mit dem Anstande eines Bischofs, an ihn dachte ich und an das blass, schöne, junge Weib, das so hoffnungslos dem Priester nachgestarrt heute Nachmittag im Garten. Nach kurzer Zeit kehrte ich zurück in mein Quartier. Doch so verlockend das Bett auch winkte, ich trat noch einmal an das Fenster, um in den Garten hinauszuschauen. Hoffte ich das junge Weib wiederzusehen?

Der Mondenschein lag voll über dem Garten; deutlich konnte man jede Blume, jedes Blatt unterscheiden.

Regte sich dort nicht etwas hinter den Rosenbüschen? Drangen nicht Töne wie von unterdrücktem Schluchzen an mein Ohr? Wahrhaftig; da trat der Priester aus dem Rosengebüsch! Scharf hob sich die schwarze Gestalt von dem lichten Hintergrunde des mondscheinerhellten Gartens ab. Er blieb stehen, er schien ungewiß, ob er bleiben, ob er fortgehen solle. Und da — stürzte das blass, junge

Weib hervor aus dem Rosengebüsch und stürzte dem Priester zu Füßen und umfaßte leidenschaftlich dessen Knie. Deutlich konnte ich ihr herzerreißendes Schluchzen hören, deutlich ihre Worte verstehen.

„Verlassen Sie mich nicht! Verlassen Sie mich nicht!“ flehte das Weib.

Der Priester aber beugte sich zu ihr hinab und sprach mit tiefer, gewaltsam ruhiger Stimme: „Sei ruhig, Maria; bleibe ruhig. Ich verlasse Dich nicht. Habe keine Furcht, daß ich Dich von mir stoße. Und nun erhebe Dich, Maria, man darf nur vor seinem Gott knien.“

Das Weib blieb ihm liegen zu Füßen; die Augen, die großen, dunklen Augen sahen leuchtend wie Sterne zu ihm auf; die Lippen des üppigen Mundes schienen seinen Lippen entgegenzuschwellen. Tiefer beugte sich der Priester — hatte er das Weib geküßt? Mit einem jähen Ruck riß er sich los von der Knieenden, machte das Zeichen des Kreuzes über die tief zusammensinkende Gestalt und entfernte sich rasch nach dem Hause zu. Lange Zeit noch blieb Maria in der zusammengesunkenen Stellung liegen, die gefalteten Hände auf den Boden gestützt, das Haupt tief gesenkt auf die heftig athmende Brust.

Da nahten sich leise Tritte. Das alte Mütterchen trippelte eilig heran, umfaßte die Knieende und sprach ihr mit milden Worten zu.

„Komm, mein Kind,“ sprach sie, „komm in das Haus. Es ist kühl hier draußen und Du wirst wieder krank werden, wie letztes Jahr. Komm nur, komm; er geht nicht fort von uns, er wird seine alten Eltern nicht verlassen und auch Dich nicht, Du armes Kind. Komm nur, wir verlassen Dich nicht, Du bist unsere Tochter!“

Mit Mühe hatte sie Maria emporgehoben; diese aber schlang jetzt die Arme um den Nacken der Frau, verbarg ihr blaßes Gesicht an der Brust derselben und weinte bitterlich.

„Ich weiß wohl, daß ich schlecht bin,“ schluchzte sie. „Ich kann aber nicht leben ohne ihn zu sehen, ohne seine Stimme zu hören. Ich will ja nichts Anderes — o mein Gott! Ich will ja nichts Anderes!“

Unter sanften Trostesworten führte das Mütterchen die Unglückliche in das Haus.

Wie lange ich noch am Fenster gestanden, ich weiß es nicht. Endlich übermannte mich doch die Müdigkeit, ich warf mich aufs Bett und sank in tiefen Schlaf. Aber dieses Mal spannte der Traumgott sein buntes Zelt über mich aus. Ich sah mich in einem herrlichen Tempel mit hohen Säulen und bunten Glasfenstern; auf der Kanzel stand der Priester, mein Wirth, und redete mit gewaltiger Stimme zu einer andächtigen Gemeinde. An einer Säule aber lag zusammengesunken die Gestalt des jungen Weibes und tiefer, tiefer sank sie zusammen bei den mächtigen Worten des Priesters. Und mit den Worten des Priesters mischten sich die Töne der Orgel, mischten sich die Stimmen der Andächtigen, die Jubelhymnen zum Lobe Gottes sangen. Höher und höher schwoh das Meer der Töne an; mit verklärtem Angesichte schaute der Priester zum erhabenen Gewölbe auf — da ertönte ein gellender Schrei, ein entseßlicher Hülfseruf einer weiblichen Stimme! Die Jubelhymnen verstummten; lautlose Stille trat ein; von dem Altar empor stiegen die Düste des Weihrauchs, immer dichter und dichter ballten sich die Wolken zusammen. Die Kirche ward ein Meer von wogenden Weihrauchwolken.

Und jetzt ertönte wimmernd ein Glöcklein; am Altar blitzten Lichter auf; dunkle Priestergestalten traten aus dem Weir Rauchnebel hervor; sie trugen eine Todtenbahre, und auf derselben, in weiße Gewänder gehüllt, lag das blasse, junge Weib! Die Orgeltöne huben wieder an; die Jubelhymnen erklangen wieder; langsam feierlich bewegte sich der Todtenzug durch die weite Halle. Weihrauchwolken, Dampfwolken der Fackeln, welche die Mönche trugen, brodelten empor, hüllten das Bild immer dichter und dichter ein, bis es schließlich gänzlich verschwand. Nur die Töne der Orgel hörte mein träumendes Ohr noch immer, der Priester, das junge Weib, die andächtige Gemeinde, Alles war meinem Blicke entschwunden. —

Ich schlug die Augen auf. Der helle Morgen grüßte freundlich in die Fenster. Friedrich war beschäftigt, meine Dienstuniform vor dem Bett bereit zu legen. Aber was war das? die Orgelklänge tönten noch fort! das war kein Traum, das war Wirklichkeit!

„Der Herr Lieutenant müssen aufstehen. In einer Stunde trifft der Herr Hauptmann mit der Kompagnie ein. Der Herr Feldwebel läßt sagen, daß Alles in Ordnung sei.“

„Was sind denn das für Töne?“ fragte ich, während ich mich erhob.

„Der Pastor ist schon in die Kirche gegangen und spielt die Orgel. Das ist ein merkwürdiger Herr. Die ganze Nacht ist er wach gewesen. Und haben denn der Herr Lieutenant die schöne junge Frau gesehen? Das ist die Nichte von den alten Leuten und mit dem Pastor zusammen aufgewachsen. Und als ganz junge Leute, da haben sie sich lieb gehabt, aber er ist in die Welt gegangen,

weil er hat ordentlich was lernen wollen. Und dann ist er als Priester zurückgekommen, und seine Cousine ist halbtodt vor Schrecken gewesen, denn nun hat er sie ja nicht heirathen können. Und nun läßt sie ihn nicht fort von hier, obgleich er schon gern in eine große Stadt möchte. Aber dorthin dürfte er ja die junge Fran nicht mitnehmen. Und so quälen sie sich hier herum."

"Woher weißt Du das Alles?"

"Es ist noch ein Knecht hier im Hause, der das Vieh besorgt. Der hat es mir erzählt."

"Es ist gut. Hole mir den Kaffee herauf."

"Zu Befehl, Herr Lieutenant." —


Unten auf der Straße ertönt das Hornsignal zum Abmarsch. Ich trete zum Abmarsch gerüstet auf die Dorf-gasse, nachdem ich dem alten Paare dankend die Hand gedrückt. Der Pfarrer ist nicht zu sehen. Ich gehe zur Kirche. Leise Melodien spielen jetzt die schlanken Hände des Priesters. Sein Auge ist in ernster Andacht zum Himmel erhoben. Er bemerkt mich nicht. Dürfte ich ihn stören? Ich will mich zurückziehen, da fällt mein Blick auf die Stufen des Altars, über dem eine Mater Dolorosa sich befindet. Auf den Stufen kniet Maria, das Haupt mit den schweren schwarzen Flechten auf die runden, schwellenden Arme niedergebeugt, die Hände krampfhaft zum Gebet gefaltet.

Draußen auf der Straße erschallt Trommelschlag und das Gequitsch der Querpfeifen. Die Kompagnie rückt in das Dorf ein, um sich mit meiner Abtheilung zu vereinigen; ich darf nicht länger säumen. Bald stehe ich an meiner Stelle in der Kompagnie. Der Hauptmann und der zweite Offizier der Kompagnie erkundigen sich

nach meinem Quartier; beide haben einen gelinden Regenjammer; der Rothwein in dem Gasthause war zu gut gewesen. —

Die Orgeltöne sind verstummt; Trommeln und Pfeifen setzen ein, und fort geht es, in den frischen Septembermorgen hinein. Bald verschwindet das Dörfchen meinem Blicke, aber lange Zeit noch muß ich denken, an den jungen Pfarrer und das junge, blasser Weib auf den Stufen des Altars.

Die Pariserin.

er Manövertag neigte sich seinem Ende entgegen. Die Truppen hatten Bivouak bezogen, rings auf den Höhen und in den Thälern leuchteten die Bivouakfeuer durch den nebligen Herbstabend.

Den ganzen Tag hatte es leise aber unaufhörlich geregnet; jetzt hatte der Regen aufgehört, aber von den Bäumen und Büschen tropfte es noch auf die nasse Erde herab und die Regenwolken zogen schwer und grau über die Erde dahin. Im Westen versank die Sonne in einem schmutzig gelben Wolkenmeer. Der Wind raschelte in den nassen Blättern und schüttelte Regenschauer auf die bivouakfirenden Truppen. Hochoben in der Luft zogen kreischend Heerden von wilden Gänsen einem sonnigeren Lande zu, und die Hasen, die Bewohner der öden Stoppelfelder verbargen sich in ihren nassen Lagern.

In der Ferne bellten die Hunde des Dorfes; die Pferde schüttelten sich frierend unter ihren Decken und die Menschen konnten keine Ruhe finden auf dem nassen Stroh; schauernd standen sie um die Wachtfeuer, begierig auf den warmen Trank, welcher in den Feldkesseln kochte.

Wir lagen entfernt vom Gros auf Feldwache.

Unser Dienst war beendet; das kärgliche Mittagsmahl eingenommen, und auf dem Feuer den dampfenden Glühwein, im Munde die qualmende Pfeife starrten mein Kamerad und ich in die Flammen.

Mein Kamerad, ein hübscher, lustiger Bursche, war einer von jenen vielen Offizieren der deutschen Armee, deren Portemonnaies eine beständige Ebbe zeigt, und welche deshalb stets auf der Jagd nach einer reichen Erbin sind. Mein Kamerad hatte Glück bei den Frauen, das ließ sich nicht leugnen, aber beim Heirathen hatte er stets Pech gehabt. Bald hatte die Eine kein Geld gehabt; bald wollte der Vater die Schulden nicht bezahlen; kurz bislang war es meinem Freunde noch nicht geglückt, seine Verhältnisse durch eine reiche Heirath aufzubessern.

Das Gespräch stockte, dunkler wurde der Abend, vom Gros her tönten einzelne verlorene Klänge der Soldatenlieder; der Zapfenstreich wurde im Lager geblasen, allmählig ward es still; die Feuer erloschen nach und nach, nur die Feuer der Feldwachen flammten höher auf in der dunklen Regennacht.

Eben brachte der Bursche einen neuen Feldkessel voll Glühwein; schlafen konnten wir doch nicht, so füllten wir unsere Gläser aufs Neue, setzten unsere Pfeifen wieder in Brand und hüllten uns schauernd, fester in unsere Mäntel.

Aber der Glühwein äußerte bald seine belebende Wirkung; das Gespräch kam wieder in Gang; wir sprachen von der Garnison und von dem bequemen Leben, welches unserer dort nach dem Manöver wartete.

Doch so recht wollte das Gespräch nicht in Fluß kommen; mein Kamerad, sonst ein so gutgelaunter Ge-

gesellschaftlicher, schien trübe gestimmt; um ihn an etwas Un-
genehmes zu erinnern fragte ich ihn:

„Was ist aus jener schönen Pariserin geworden,
welche Du auf einem Spazierritte kennen gelernt hattest?“

„O diese Pariserinnen! O meine Illusionen,“ stöhnte
mein Freund.

„War es indiscret von mir, zu fragen, so verzeih,“
fuhr ich fort.

„Nicht im Geringsten,“ erwiderte er. „Ich will Dir
zur Belehrung die Geschichte erzählen. Doch zuerst fülle
mir noch einmal den Becher.“

Ich that, wie er mich gebeten. Nachdem wir unsere
Becher geleert, hub er an.

„Ich erzählte Dir schon flüchtig, wie ich auf einem
Spazierritt eine junge Dame gesehen, bei deren Anblick
Gott Amor mir seinen schärfsten Pfeil in's Herz schoß.
Es war ein herrlicher Frühlingmorgen, als ich aus dem
Thore der dumpfigen Stadt trabte. Ich hatte kein Ziel
und suchte nur für mein Pferd die besten Wege aus.
So mochte ich wohl eine und eine halbe Stunde geritten
sein zwischen wogenden Kornfeldern und blühenden Wiesen,
hoch über mir den blauen Himmel, an dem die Lerche
hing, der Sonne ihr jubelndes Danklied entgegentrillernd,
als ich in ein Wäldchen einritt, dessen kühler Schatten
mich immer weiter verlockte.

Der Wald war gut gehalten, fast wie ein Park, ein
breiter, sandiger Weg führte hindurch. Im bequemen
Trabe ritt ich den Weg entlang, als plötzlich bei einer
Biegung des Weges der Wald sich lüftete und ich ein
schloßartiges Gebäude umgeben von einem eisernen Gitter
vor mir liegen sah.

Neugierig ritt ich näher und sah nun allerdings, daß das Gebäude sehr von der Zeit gelitten; auch der Garten vor dem Hause war nicht gut gehalten, aber es lag ein solcher Frieden, eine solche Ruhe über dem einsamen Walbschloßchen, daß einem sehnstüchtig um's Herz ward.

Als ich den Weg weiter verfolgte, der an dem Gitter entlang lief, überholte ich eine Dame; und da diese den Hufschlag meines Pferdes hörte, wandte sie sich um und ich blickte in ein Engelsangeßicht, dessen Schönheit zu beschreiben mir unmöglich ist.

Ihre Gestalt hatte ich schon vorhin bewundert; hoch und schlank, im schönsten Ebenmaß gewachsen, fehlte ihr doch eine gewisse Ueppigkeit nicht; ihr leicht zusammenge-
rafftes Morgenkleid ließ ein tadellos beschuhtes Füßchen und einen zierlich geformten Knöchel sehen. Beim Gehen wiegte sie sich sanft und grazios auf den schlanken Hüften, wie eine vom leichten Westwind geküßte Lilie.

Doch ihr Anliß?!

Der große Strohhut hing über ihrem runden Arm, sodaß ich ihr ganzes Angeßicht sehen konnte.

Die bleiche Stirn und die blassen Wangen waren nur von einem roßigen Hauch überflogen; die tiefdunkeln, braunen Augen, die im feuchten Glanze schimmerten, glichen flammenden Sternen; zwischen den halbgeöffneten, tiefrothen Lippen bligten die kleinen, weißen Zähne hervor; das weiße, runde Kinn ruhte in einem Meer von Spizen, die ihren vollen Busen umhüllten; im leichten Knoten zusammengehalten, sodaß doch noch einige Löckchen auf die runden Schultern fallen konnten, umrahmte dies verführerische Geßichtchen volles, schwarzes Haar, auf dessen Wellen die Sonne goldige Reflexe hervorzauberte.

Obgleich ich mir vorgenommen hatte, sie anzureden, stockten doch meine Worte, als ich in dieses große, unergründlich tiefe Auge sah.

Bei meiner Anrede zog eine tiefe Röthe über ihre Wangen; sie wandte sich unmuthig ab. Ich bat um Verzeihung, da lächelte sie und zeigte mit ihrem Sonnenschirm nach dem Eingangsthor. Dort stand ein älterer Herr, der uns den Rücken zugehrend mit zwei Jagdhunden beschäftigt war.

Die Dame war unterdessen weitergegangen. Ich hatte sie verstanden; ich wandte mein Pferd, doch als ich an der Ecke des Weges angekommen war, hielt ich es an und schaute zurück. Der alte Herr war nicht mehr zu sehen, ich schwenkte die Mütze, warf ihr eine Kußhand zu und ich sah, wie sie grüßend den Sonnenschirm erhob, mir zum Abschied zuminkend. Ich wollte umkehren, doch sie winkte abwehrend mir zu; ich gab meinem Pferde die Sporen und galoppirte den Waldweg entlang.

Im raschen Jagdgalopp ließ ich meine „Bella“ eine Zeitlang ausgreifen, denn wenn ich einmal gezögert, hätte mich mein Herz wieder zurückgeführt zu der zauberhaften Erscheinung.

Das war der erste Tag. Sieh mir einen Becher Glühwein.“

Nach einer Pause fuhr mein Kamerad fort:

„Seit jenem Tage war ich oft, fast jeden Tag in dem Walde und umkreiste das alte Schloß. Ich sprach das schöne Mädchen; ich gestand ihr meine heiße Liebe; sie duldet mich in ihrer Nähe, doch niemals erfuhr ich ihren Namen, und sie hatte mir das Ehrenwort abgenommen, niemals ihren Verhältnissen nachzuforschen. Sie

sei zum Besuch auf dem Waldschloß; bald reise sie wieder ab, mehr konnte ich nicht erfahren. Aber, so tröstete sie mich, es werde die Zeit kommen, wo sie mir Alles sagen werde; ich solle mich gedulden.

Immer nur wenige Augenblicke konnte ich an ihrer Seite weilen; nach kurzer Begrüßung trieb sie mich stets wieder fort; die Zeit sei noch nicht gekommen; ich solle mich gedulden.

Und ich geduldete mich, aber die Zeit wurde mir erschrecklich lang. Der Frühling ging vorüber; der Sommer neigte sich seinem Ende zu, da drang ich auf Lösung des Räthsels, denn ich konnte die Qual der Ungewißheit nicht mehr ertragen. Sie aber stand wortlos mit gesenkten Augen vor mir; ihr voller Busen hob und senkte sich heftig; sie schien sprechen zu wollen, dann warf sie sich an meine Brust und duldete zum ersten Mal meine süßen Küsse.

Doch als ich sie wieder bat, mir das Räthsel ihres Lebens zu lösen, schüttelte sie das schöne Haupt. „Pas encore“ flüstert sie.

Der Zorn überwältigte mich, ich drohte nicht wieder zu kommen, riß mich von ihr los, warf mich auf mein Pferd und jagte davon.

Ich hielt mein Wort; ich ging nicht wieder in die Nähe der Zauberin. Ich wollte mich losreißen aus diesen Netzen, welche mich allzusehr zu umstricken drohten.

Da, es war kurze Zeit vor dem Manöver, stehe ich eines Tages an meinem Fenster und sehe melancholisch auf die Straße, auf welche der Regen niederklatschte. Wie Du weißt, wohne ich parterre, sodaß man bequem von Außen in meine Fenster hineinschauen kann. Wie ich so da stand

und in den Regen hinausschaute, erblicke ich plötzlich eine Dame, tief im Mantel gehüllt, auf mein Haus zukommen.

Ich erkenne die Geliebte! Ich reiße mein Fenster auf! Sie geht dicht an demselben vorüber.

„Etes-vous seul,“ flüsterte sie?

Ich bejahe, sie eilt auf die Hausthüre zu und nach einer Minute liegt sie in meinen Armen.

Sie schilt; ich bitte um Verzeihung.

Doch sie kann nicht lange bleiben; ihr Wagen erwartet sie. Morgen Abend soll ich nach dem Schloß kommen; ein Licht im Fenster soll mir den Weg zeigen, aber ich soll zu Fuß kommen, daß mich Niemand bemerkt.

Ehe ich fragen konnte, ehe ich recht mich auf mein Glück besinnen konnte, war sie schon wieder verschwunden, ein Traum, ein schöner Traum.

Der andere Tag kam und wollte kein Ende nehmen. Besorgt schaute ich nach dem Himmel auf, denn schwere Wolken von heftigem Winde gepeitscht ballten sich zusammen und am Abend eröffneten sie ihre Schleusen.

Aber noch brannten ihre Küsse auf meinen Lippen und als die Stunde kam, trat ich trotz Regen und Sturm den Weg an.

Als ich das Schloßgitter erreichte, lag das Schloß in tiefer Stille, vollkommen dunkel da. Ich patrouillirte auf und ab, innerlich fluchend über diese tolle Idee. Aber plötzlich flammte in dem verabredeten Fenster eine kleine Lampe auf; ich eilte an die Thür und nicht lange brauchte ich zu warten, als ich einen leisen Schritt vernahm. Die Pforte öffnete sich. Es war die Geliebte, welche vor mir stand.

Mich zur Vorsicht ermahnend, führte sie mich in's

Haus. Alles lag im tiefen Schläfe, im tiefen Dunkel, nur ihr Zimmer war erleuchtet, und in dieses Zimmer ward ich geführt.

Ein elegantes Damenboudoir umfing mich; reiche Vorhänge, reiche Teppiche und in dem halbverhüllten Kofen verbreitete die Ampel ein mildes gedämpftes Licht; das Feuer im Kamin eine sanfte Wärme.

Und sie zog mich nieder am Kamin, bereitete mir Thee, erwärmte meine durchfrorene Seele mit ihren Küffen. Die Nacht war schön — die schönste meines Lebens.“ — —

Es trat eine kleine Pause ein. Still war es um uns geworden; zuweilen nur hörte man das Fallen der Tropfen von den nassen Blättern, das Schnauben und Stampfen eines Pferdes oder das entfernte Gebell eines Hundes. Ich störte meinen Kameraden nicht in seinen Träumen. Glücklich, wem solche Träume bescheert sind!

„Gieb uns zu trinken,“ sagte endlich mein Freund mit einem Seufzer.

Wir leerten die Becher; die Pfeifen wurden wieder in Brand gesetzt.

„Ist Deine Geschichte zu Ende? fragte ich.

„Gegen Morgen,“ fuhr er fort, „entfernte ich mich eben so vorsichtig, wie ich gekommen war. Seitdem habe ich sie nicht wiedergesehen.“

„Und des Räthfels Lösung?“

„Sie versprach mir zu schreiben, um mir Alles zu sagen. Ich drang nicht in sie, denn ich war zu beseelegt in ihren Armen. Als ich am anderen Tage Mittags vom Dienst nach Haus kam, fand ich auf meinem Tische

ein duftendes Briefchen. Du kannst Dir meine freudige Erwartung denken! Ich riß das Couvert auf; ich verschlang die Worte und erstarrte — doch halt, ich habe den Brief hier; lies Du ihn selbst.“

Er holte aus der Briefftasche einen zerknitterten Brief und reichte ihn mir. Ein feiner Duft stieg mir entgegen; ich entfaltete die Blätter; um die zierliche Damenschrift lesen zu können, rückte ich nahe an das Feuer, welches mein Kamerad mit seinem Säbel zu helleren Flammen ansachte. Der Brief war in französischer Sprache geschrieben.

Ich las: Mon cher ami!

Doch weiter kam ich nicht. In unmittelbarer Nähe fielen Schüsse, Kommandoworte ertönten, Signale gesten durch die stille Nacht; ein Esel von Posten hatte den Feind durchgelassen. Auf den Feldwachen und im Gros wurde Alarm geblasen. Schnell sprangen wir zu unsern Pferden und in die Sättel.

Ich hatte nicht Zeit meinem Freunde den Brief zurückzugeben und steckte ihn in die Tasche. Der Vorpostenkommandeur sprengte heran, fluchte und wetterte, alarmirte die ganzen Vorposten und machte mit allen Kräften einen Vorstoß gegen den Feind.

Der Morgen graute; die Truppen rückten nicht in das Bivouak zurück; an den nächtlichen Vorstoß schloß sich gleich das Manöver des Tages. Ich warb von meinem Freunde getrennt und als wir endlich in die Quartiere rückten, lagen wir einige Stunden weit auseinander. Ich dachte nicht mehr an den Brief, als ich in mein Quartier kam. Ich war hundemüde und wollte mich zu Bett legen. Als ich mich entkleidete und meine Taschen,

wie ich gewohnt bin, leerte, fiel mir der Brief in die Hände. Ich erinnerte mich wieder an die Geschichte und las den Brief, welcher lautete:

Mein theurer Freund!

„Mit Erstaunen werden Sie mein Benehmen Ihnen gegenüber bemerkt haben und in der That, ich finde keine andere Entschuldigung dafür, als meine Liebe, mein grenzenloses Vertrauen zu Ihnen. Ich bat Sie nicht nach meinen Verhältnissen zu forschen, denn ich fürchtete, erführen Sie, wer ich bin, so würden Sie mich nicht mehr geliebt haben.

Ich bin nicht verheirathet, aber ich bin durch unlösliche Bande an den alternden Mann gefesselt. Nicht Bande der Liebe, sondern viel stärkere; ich bin arm, er ist reich, aber geizig. Im Winter leben wir in Paris, im Sommer führt ihn die Jagdlust in jenes alte Schloß. Er ist jetzt schon wieder in Paris; Ihnen zu Liebe blieb ich noch einige Tage zurück.

Ich weiß, mein Freund, Sie sind Kavaliere und ein Ehrenmann und so wende ich mich vertrauensvoll an Sie mit einer Bitte, welche ich gestern Nacht auszusprechen nicht den Muth fand.

Das Leben in Paris ist schön und verführerisch, und so verführte es auch mich mit seinen herrlichen Reizen und ich machte Schulden. Ich darf ihm, der geizig ist und mir ein Bestimmtes ausgesetzt hat, nichts sagen — o seien Sie mein rettender Engel und leihen Sie mir 3000 Frs.

Ich erwarte Sie heute Abend zur selben Zeit am selben Plage.

Mit tausend Küffen die Ihrige.“

Trotz meiner Müdigkeit lachte ich laut auf, wenn ich mir das verbuchte Gesicht meines Freundes vorstellte, als er diese Lösung des Räthfels gelesen. Er, der stets in Geldverlegenheit war, sollte ein rettender Engel mit 3000 Frcs sein. Es war in der That nur einer Pariserin zu verzeihen, daß sie sich mit einem solchen Anliegen an einen preußischen Lieutenant gewendet.

Am andern Morgen auf dem Rendezvous gab ich meinem Freunde, der schweigend in den nebligen Morgen hinausfuhr, den Brief zurück und drückte ihm verständnißfönnig die Hand. Er verbarg den Brief wieder in seiner Brusttasche, sah mich lächelnd an und sagte dann:

„Ich war an dem Tage gerade nicht bei Kasse; als ich einige Tage später hinritt, um der armen Frau das Geld zu geben, waren die Läden und Jalousieen fest geschlossen. Man war nach Paris zurückgereist.“

„Bitte die Herren Offiziere!“ rief der Kommandirende, der Kreis schloß sich um den Obersten, der dann den andächtig Lauschenden die Idee des heutigen Manövers auseinander setzte.

Das Jägergrab.

Das Städtchen P. liegt auf einem Hochplateau der Vogesen und an der großen Straße von Straßburg nach Paris, welcher schon Goethe in seinen Lebenserinnerungen gedenkt. Zu französischen Zeiten war das Städtchen eine kleine aber starke Festung gewesen; es war früher als wichtiger strategischer Punkt betrachtet worden, und eine große französische Besatzung hatte ihm eine Bedeutung verliehen, welche unter deutscher Herrschaft rasch dahinschwand. P. hatte stets ein tapferes Contingent zu den Kriegen Frankreichs gestellt, und mehrere Generale Napoleon's I. waren in seinen Mauern geboren. Die Gräben und Wälle der Festung waren theilweis in Felsen gesprengt, sodaß ein Zerstoren der Festungswerke durch Geschütze kaum möglich war. Jedoch das Städtchen selbst war nicht gedeckt gegen die umliegenden Höhen und wurde im Kriege 1870/71 deshalb durch ein Bombardement arg mitgenommen. Hierbei war folgende merkwürdige Geschichte passiert:

Als die deutschen Streitkräfte heranrückten, hatte man den Kommandanten P.'s zur Uebergabe aufgefordert; diese wurde jedoch zurückgewiesen. Man sandte darauf

deutscherseits zum Oberkommando die Anfrage, was geschehen solle, und erhielt den Befehl: „P. ist einzuschließen.“

Sofort ward mit allen verfügbaren Feldbatterien ein heftiges Feuer auf die unglückliche Stadt eröffnet, das denn auch seine Wirkung nicht versahle, da ein großer Theil der Häuser sowie die Kirche bald ein Trümmerhaufen waren. Die Uebergabe erfolgte jedoch nicht. Nachher stellte sich denn heraus, daß der Befehl eigentlich hatte heißen sollen: „P. ist einzuschließen.“ Dieser Schreibfehler hatte also zur Folge gehabt, daß ein Viertel des Städtchens in einen Trümmerhaufen verwandelt, mehrere Personen, darunter einige Frauen und Kinder, getödtet oder verwundet wurden, und daß die deutsche Regierung für den Wiederaufbau der zerstörten Häuser eine namhafte Entschädigung zahlen mußte.

Doch hiervon wollte ich eigentlich nicht erzählen.

P. wurde unter deutscher Herrschaft als Festung aufgegeben, erhielt jedoch eine Garnison von zwei Bataillonen. Bei diesen Truppen stand ich als junger Offizier. Ich machte an meinen dienstfreien Tagen oft Ausflüge in die schöne Umgebung der Stadt. Dieselbe liegt — wie schon gesagt — auf einem weiten Plateau, das von tiefen Thälern und hohen Bergen begrenzt wird. Thäler und Berge sind mit herrlichen Buchen- und Fichtenwäldungen bedeckt, und manchen schwülen Sommernachmittag habe ich im Schatten dieser Wälder verträumt.

Versteckt in den Forsten liegen die zerfallenen Ruinen von Schlössern längst untergegangener Ritterschlechter; einsame Försterwohnungen laden den ermüdeten Wanderer freundlich ein, sich unter dem weit überstehenden Dach oder in der dichten Weinlaube durch ein Glas Milch

oder elsässer Landwein zu erfrischen. Ein Punkt besonders, nicht weit von den Wällen der Festung entfernt, war es, der mich immer wieder durch seinen melancholischen Reiz und seine düstere Schönheit anzog und zu längerem Verweilen verführte.

An der einen Seite des schon erwähnten Plateaus zieht sich eine tiefe, steile Schlucht hinab, die ausgefüllt wird durch alte hochstämmige Tannen und Fichten. Graue moosüberwachsene Felsblöcke liegen zerstreut auf den Abhängen der Schlucht; zwischen ihnen durch, über sie fort springt ein wilder Waldbach schäumend zu Thal. Stand man am Ende der Schlucht, so sah man in eine undurchdringliche grüne Waldfinsterniß; zu einem herauf klang das Tosen des Waldbaches; in den Zweigen der Tannen ertönte das Gurren der wilden Tauben; in den Lüften schrillte der helle Ruf eines Raubvogels, dazwischen hörte man das tastmäßige Pochen des Spechtes. Füchse und anderes Raubzeug hatten sich die Felsen zum Aufenthalte erwählt, und selbst einzelne Wölfe verkrochen sich in dem undurchdringlichen Dickicht. Wegen dieser ihrer wilden Schönheit hatte man die Schlucht „das Teufelsthäl“ genannt.

Am Eingange der Schlucht unter den langen Nesten der hohen Tannen war das Grab eines deutschen Kriegers, bekannt unter dem Namen „Das Jägergrab“.

Ein einfaches Monument — eine abgebrochene Säule aus Sandstein — trug den Namen des Gefallenen, die Daten seiner Geburt und seines Todes, sowie die Bezeichnung des Truppentheils, bei dem er gestanden. Auf dem Grabhügel grünten und blühten Rosen und andere Blumen; wilder Wein und Ephen kletterten an der Säule

empor und umschlangen das eiserne Gitter, welches den Ruheplatz einschloß. Im Hintergrunde unter einer uralten Fichte war eine Bank, aus rohem Holz gezimmert, angebracht. Von derselben sah man in nicht sehr großer Entfernung die Festung mit ihren Wällen liegen, während sich im Hintergrunde die Berge der Vogesen aufthürmten. Tiefe Ruhe herrschte an diesem Orte; nur das Rauschen des Waldbaches, die Vogelstimmen und dann und wann der Krach eines Holzfällers aus der tiefen Schlucht störten diese Ruhe. Ein Fußweg führte von dem Jägergrab nach einer einsamen Försterwohnung, und der dort wohnende alte Förster hatte die Pflege des Grabes übernommen.

Dies war der Platz, an dem ich oft und gern verweilte. Ich sann nach über das Schicksal des so früh dahingerafften jungen Soldaten, der hier ruhte. Keine zwanzig Jahre war er alt geworden, als ihn das feindliche Geschloß niederstreckte.

Der alte Förster hatte es mir folgendermaßen erzählt.

Das Jägerbataillon, bei dem der Jüngling gestanden, war die Avantgarde einer Division gewesen, welche auf der großen Straße vormarschirte. Dichter Nebel hatte das Plateau bedeckt, sodaß die marschirende Truppe die Nähe der Festung nicht gemerkt hatte. Aber auf den Wällen der Stadt war man aufmerksamer gewesen, und kaum daß sich die Kolonne in Schußweite befand, blitzte es von den Wällen herüber, und die Granaten schlugen todbringend in die Reihen der deutschen Soldaten. Das Bataillon hielt und suchte Deckung. Patrouillen wurden ausgesandt; eine dieser Patrouillen führte der junge Jäger. Dem Waldrand entlang suchte er sich der Festung

zu nähern, von deren Wällen Geschöß auf Geschöß auf die Anmarschlinie der Deutschen sauste.

Als die Patrouille aus dem Waldrand heraustrat, hatte sich der Nebel verzogen; deutlich sah man die Wälle der Festung vor sich liegen; man konnte die Bedienungsmannschaft der Geschütze erkennen. Der Führer der Patrouille sah sich noch auf dem Platze, wo später sein Grab liegen sollte, um, als pfeifend und prasselnd eine Granate in die Tanne, welche über ihn ihre Nester ausstreckte, einschlug; verderbenbringend flogen die Sprengstücke umher, und eines zerriß die Brust des jungen Jägers.

Lautlos sank er zu Boden. —

Die Kameraden sprangen hinzu um ihm zu helfen; aber jetzt entwickelte sich aus dem Thore der Stadt der Feind gegen die Avantgarde; ein heftiges Gefecht entspann sich, das Bataillon wurde zurückgeworfen; hilflos, zum Tode wund, blieb der junge Krieger am Eingange des Teufelsthalcs liegen. —

Als das Geräusch, der Lärm des Gefechtes verstummt war, machte der alte Förster einen Rundgang durch das Revier und traf gegen Abend, als die Sonne blutigroth hinter den Bergen der Vogesen versank, auf den mit dem Tode ringenden Jüngling. Der alte Mann suchte ihn aus seiner Flasche zu erquicken, aber die Lippen konnten nicht mehr ihren Dienst versehen; noch einmal öffnete er die Augen, sah in die scheidende Sonne und seufzte leise: „Margarethe! Margarethe!“ — der Kopf sank auf die zerrissene Brust; er war todt. —

An der Stelle, wo er gefallen, hatte man ihn zur ewigen Ruhe bestattet.

*

*

*

Es war ein milber Herbstnachmittag, als ich den Fußweg nach dem Jägergrabe am Walde entlang langsam dahinschritt. Die September-Sonne war durch leichte Nebel verschleiert, und auf den abgeernteten Feldern lag jener Hauch und Duft, welcher den Herbstlandschaften ihren melancholischen Reiz verleiht. Leichte Sommerfäden flogen durch die Luft und schienen sich mittheilsvoll in die Wunden zu legen, welche die Sense des Schnitters der Mutter Erde geschlagen. Der Wald hatte schon hie und da die herbstlichen Farben angenommen, nur der Tannenforst stand da in seiner dunkelgrünen Pracht, ernst und melancholisch. —

Die Stimmen der Vögel waren verklungen; nur das rauhe Krächzen der Dohlen und der Pfiff eines Raubvogels unterbrach die herbstliche Ruhe. Hoch oben am leicht verschleierten Himmel zogen Störche dem fernen milden Süden zu.

Langsam schritt ich dem Grabe zu. Doch plötzlich blieb ich erstaunt stehen, denn auf dem Grabe, das sonst stets so einsam dagelegen, kniete eine schwarzgekleidete Frauengestalt.

Es war eine schlanke, jugendliche Figur: ihr Antlitz konnte ich nicht sehen; sie hatte die Arme um die Säule geschlungen, und ihr Antlitz ruhte auf den Armen. Im tiefen Schmerz schien sie so am Grabe zusammengesunken zu sein. Sie weinte.

Ich hatte bislang geglaubt, der hier ruhende Soldat habe keine Angehörigen mehr gehabt; denn der Förster hatte mir nie erzählt, daß Nachfragen nach dem einsamen Grabe gekommen seien. Aber dieses junge Mädchen schien durch Bande der Liebe mit dem jungen Mann verknüpft

gewesen zu sein, denn solchen Schmerzensausdruck konnte nur die innigste Liebe hervorbringen. War es seine Schwester — seine Braut? War es Margarethe?

Ich wollte die Trauernde nicht stören und ging den Weg wieder zurück. Nach kurzer Zeit lag das Forsthaus vor mir, freundlich umrahmt von einem Gärtchen, in dem herbstliche Blumen der scheidenden Sonne ihr farbenbleiches Antlig zuwandten.

Die Försterwohnung war ein einstöckiges Haus, und viele Jahre mochten schon über seinem Dache dahingerauscht sein. Ueber der Thür prangte in noch frischen Farben der deutsche Reichsaar, der den kaiserlichen Adler besiegt. Vor diesem mochte das Wappen der Orleans, die Lilie der Bourbonen und der alte sieggewohnte Adler Napoleon's I. die Stelle schon eingenommen haben.

In dem sonnigen Hofraum jagten spielend zwei junge Dachshunde umher, während ein alter Hühnerhund zu Füßen seines greisen Herrn, welcher auf einer Bank an der Hausthüre sein Pfeifchen rauchte, schlief. Bei meiner Annäherung erhob der Hund leise knurrend den Kopf; als er jedoch einen Freund erkannte, senkte er ihn wieder und bewegte nur langsam zum Gruße seine buschige Ruthe.

Der Alte hatte mich jetzt auch bemerkt und rief mir ein „Bon jour, mon Lieutenant!“ entgegen.

Der Förster war mehr als siebenzig Jahre alt. Kurzgeschnittenes, dichtes, schneeweißes Haar bedeckte seinen Kopf, dessen wind- und wettergebräuntes Gesicht jenen martialischen Ausdruck des alten Soldaten zeigte; unter den buschigen weißen Augenbrauen leuchteten zwei blaue Augen in ungeschwächter Jugendkraft hervor, und der

lange Bart à la Henri quatre zeigte den alten französischen Militär an. In dem Knopfloche trug er das Band der Ehrenlegion und das einer anderen Medaille, welche er sich in Algier erworben. Als fünfzehnjähriger Junge hatte er die Schlachten von Quatrebras und Waterloo mitgekämpft, hatte dann weiter in der Armee gedient, in Algier, in der Krim, und endlich die wohlverdiente Ruhestelle eines Forstwarts in den Bergen seiner Heimat erhalten. Wie jener Greis in dem Gedichte A. Grün's, hätte er auf seinem Arm durch Eingraviren der Wappen der Herren, denen er gedient, die Geschichte Frankreichs in dem letzten Jahrhundert versinnbildlichen können.

„Sie kommen von dem Jägergrab?“ fragte er. Als ich bejahte, fuhr er fort: „Heute konnten Sie dort nicht ausruhen; eine Andere hatte Ihre Stelle schon eingenommen.“

„Setzen Sie sich zu mir,“ sagte er dann; „ich will Ihnen den Anfang und das Ende der Geschichte jenes Grabes erzählen. Die junge Dame kommt aus Deutschland; sie ist jedes Jahr gekommen, das Grab zu besuchen. Ich habe ihr von Ihnen erzählt; welches Interesse Sie an dem Grabe nehmen, und sie hat mir erlaubt, Ihnen die Geschichte mitzutheilen. Doch zuerst lesen Sie diesen Brief.“

Er reichte mir nach einigem Suchen in seiner Brieftasche einen alten Brief, auf dem Spuren von Blut zu erkennen waren.

„Ich fand ihn,“ setzte der Förster erläuternd hinzu, „bei dem jungen Deutschen und nahm ihn an mich, um ihn den Angehörigen wieder zuzustellen.“

Der Brief lautete:

Mein theurer, lieber Walter!

„Es fällt mir schwer — nur Gott weiß, wie schwer — das Herz will mir brechen, aber es darf nicht sein! Wir müssen scheiden! Der Sohn des Mannes, der meinen Vater erschoss, er kann nimmermehr mein Gatte werden. Frage mich nicht, sprich nicht mehr zu mir! Ich habe Tage und Nächte lang gerungen im Gebet zu Gott, aber stets wieder tauchte vor meinem Geiste das Bild meines Vaters auf, den sie blutig und zum Tode verwundet im Walde fanden, wo ihm Deines Vaters Kugel die Brust zerrissen. Sage mir nicht, daß es in gerechter Selbstvertheidigung gewesen; sage mir nicht, daß mein Vater auf dem verbotenen Wege der Wilderei gegangen — Alles das und noch weit mehr habe ich mir so oft gesagt. Aber ich kann das Bild nicht vergessen und nicht die Mutter, die sich jammernd über den blutigen Leichnam warf, deren Herz bei dem Anblick brach. O hättest Du mir nie Dein Leben enthüllt, wir hätten glücklich werden können in unserer Unwissenheit, aber so niemals! Lebwohl, mein Geliebter! Du wirst mich vergessen im Kampf des Lebens, ich werde sterben.

Margarethe.“

Soweit der Brief.

Ich schaute den alten Forstmann fragend an, und dieser, nachdem er sich eine frische Pfeife angezündet hatte, erzählte:

„Die Geschichte ist einfach genug. Walter war Student in einer deutschen Universitätsstadt. Margarethe lebte in derselben Stadt bei ihrer Großmutter. Die

jungen Leute lernten sich kennen und lieben; Margarethe ward Walters Braut. — Eines Abends saßen sie zusammen und Margarethe bat ihren Verlobten, ihr von seinem früheren Leben zu erzählen.

Walter war der Sohn eines Forstmannes, welcher, wie ich, ein einsames Haus in den Bergen bewohnte. Doch in den Wäldern des Reviers wurde viel gewildert, und der Vater Walters hatte oft Kämpfe und Rencontres mit jenen Jagdfrevlern zu bestehen gehabt.

Eines Abends, so erzählte Walter, sei sein Vater ganz bleich und verstört zu Haus gekommen, habe die Büchse in die Ecke geworfen und sich finster an den Tisch gesetzt, Er war in dem Walde einem Wilddieb begegnet; er hatte ihn aufgefordert, das Gewehr fortzulegen; dieser aber hatte die Waffe gegen ihn erhoben. Der Förster jedoch, rascher wie der Jagdfrevler, habe denselben durch sein Geschloß niedergestreckt.

Margarethens Großmutter, die neben dem Ofen saß und still der Erzählung Walters lauschte, habe sich plötzlich erhoben und gefragt, wo dies Ereigniß gewesen. Als Walter die näheren Umstände angegeben, sei sie mit dem Ausrufe: „Mein Sohn! Es war mein Sohn!“ ohnmächtig niedergesunken. Einige Tage darauf schrieb Margarethe, durch ihre Großmutter bewogen, an Walter jenen Brief. Walter aber trat, da gerade der Krieg mit Frankreich ausbrach, als Freiwilliger in das Heer, und dort an dem Jägergrab ist das Ende der Geschichte.“

Wir erhoben uns, denn durch die Gartenthür trat Margarethe herein. Ich sah in ein bleiches aber liebliches Antlitz.

Sie reichte uns Beiden die Hand und sagte dann zu

meinem alten Freunde: „Meine Großmutter ist gestorben; ich stehe allein in der Welt; darf ich nicht bei Ihnen bleiben?“

„Wenn Sie das einfache Haus eines alten Soldaten nicht verschmähen,“ erwiderte er; sie aber legte ihre Arme um seinen Nacken und weinte bitterlich an seiner Brust.

Die Hunde drängten sich schmeichelnd heran; ich aber entfernte mich schweigend und ließ sie allein mit ihrem Schmerz.

Die Sonne versank im Westen hinter den Bergen; Nebel stiegen empor aus dem Teufelsthal und wallten gleich Geistergestalten um das einsame Jägergrab.

Die Erzählung der Wittwe des Colonel.

Sie hatte mich lieb gewonnen, die alte Dame mit dem feinen blassen Antlitz, den großen braunen Augen und dem schneeweißen Haar, welche so ganz allein in dem großen alten Hause der Rue de l'Évêché wohnte. Nur schwer hatte sie sich Anfangs entschließen können, mich in ihr Haus aufzunehmen, aber ihre Verhältnisse geboten ihr diese Maßregel und so hatte sie mir einige Zimmer zur Miethe überlassen. Bald fand sie Gefallen an mir; ich erinnere sie an ihren Sohn, sagte sie, und als die langen Winterabende kamen, verbrachte ich dieselben oft bei ihr in dem stillen Zimmer mit dem dunklen Getäfel, den dunklen schweren Gardinen und dem großen Marmorkamin.

Ein solcher Winterabend war es, an dem sie mir die folgende Geschichte erzählte.

Draußen rieselte langsam und geräuschlos der Schnee nieder und bedeckte Stadt und Land mit gleichförmiger weißer Decke. Im Kamin flackerte ein großes Feuer, von dem Tische her verbreitete eine durch einen abat-jour bedeckte Lampe ihr gedämpftes Licht. Tiefe Stille herrschte; man hörte das Tiktak der Pendule auf dem Kamin; das

Schnurren der weißen Kage, welche Madame Jourdan auf dem Schooße hielt.

Ich saß der alten Dame gegenüber am Ramin im niedrigen Fauteuil, die Füße auf das Gitter der Feuerstelle gestützt.

„Oui, mon cher monsieur,“ sprach leise die alte Dame, „c'était un séjour bien terrible à Metz pendant la guerre!

„In den ersten Tagen des Monats August fing die Aufregung und der Schrecken an. Der Jubel über den Sieg bei Saarbrücken war verrauscht; der Stolz, der Uebermuth der französischen Offiziere und Soldaten war gebrochen. Die Schreckensnachrichten von Forbach, Weißenburg und Wörth kamen an. Der Vormarsch der Armee nach dem Rhein zu stockte. Immer neue Regimenter concentrirten sich in und um Metz; die kaiserliche Garde, endlich der Kaiser selbst, rückte in die Stadt ein. Marschall Bazaine übernahm den Oberbefehl; der Belagerungszustand ward erklärt, und der Kaiser reiste plötzlich ab von Metz, Niemand wußte wohin.

„Am Morgen des 14. August war es, als von Osten her dumpfer Kanonendonner ertönte. Ein ungeheurer Schrecken ging durch die Bevölkerung. Die Preußen sind da! Die unseeligen Preußen! Die Läden wurden geschlossen; Alles eilte auf die Straße, auf die Esplanade, von der man eine so entzückende Aussicht auf das Moselthal genießt, in der Hoffnung etwas über den Gang des Gefechtes zu erfahren.

„Meine Tochter Jeanne und ich, wir saßen hier in diesem Zimmer mit bangem Herzen. Sie werden diese Angst verstehen, wenn Sie bedenken, daß mein Gemahl

als Colonel das 22. Linienregiment kommandirte und mein Sohn Victor als Lieutenant bei der Gardeartillerie stand.

„Heiße Gebete für das Leben unserer Theuren stiegen in jener Stunde zum Himmel auf.

„Meine Tochter Jeanne war damals achtzehn Jahre alt, ein liebliches Geschöpf mit großen blauen Augen und fast schwarzem Haar. Die durchsichtige Blässe ihres Gesichtchens überhaucht von einem zarten Roth, ließ mich oft für ihre Gesundheit fürchten. Edel und hochherzig wie mein Gatte war sie, den seine Untergebenen und Freunde wie einen Vater verehrten; eine leidenschaftliche Natur, welche — hélas! ihr den Tod bringen sollte. —

„Das Geräusch der Schlacht war verstummt. Die Sonne versank im Westen hinter dem Mont St. Quentin, dessen gewaltige Kanonen in das noch vor Kurzem so friedliche Moselthal hinabblickten.

„Der Lärm auf den Straßen störte uns wenig. Die Rue de l'Eveché gehört nicht zu den verkehrsreichen Gassen der Stadt und unser Haus war ja, wie fast alle Häuser in diesem Viertel, durch einen großen Hof umgeben, von einer hohen Mauer von der Straße getrennt.

„Die Ungewißheit über das Schicksal meines Gatten und meines Sohnes quälte mich. Ich erhob mich, um zu dem Kommandanten zu gehen, nach Nachrichten über die Schlacht zu forschen.

„Jeanne bat mich zu bleiben. Papa würde schon Jemanden mit Nachricht senden. ‚Voilà, maman,‘ rief sie, ‚un soldat, qui vient!‘

„Ich eilte zu meiner Tochter an das Fenster und wir sahen einen Soldaten vom 22. Regiment bestaubt

und beschmußt in den Hof treten und dem alten Portier einen Brief übergeben.

„Der Brief war von meinem Gatten; mit zitternden Händen öffnete ich das Schreiben. Gottlob, er war gesund, die feindlichen Geschosse hatten ihn und Victor verschont. Mein Gemahl schrieb mir, daß die kaiserliche Armee eine Schlappe erlitten und auf die Festung Metz zurückgeworfen sei. Maréchal Bazaine concentrirte die gesammte Armee westlich von Metz, um wahrscheinlich nach Norden abzuziehen. Die nächsten Tage würden voraussichtlich neue Kämpfe im Westen der Stadt bringen.

„Innig dankten wir Gott, daß er der Beiden theueres Leben geschützt. —

„Die Nacht und der folgende Tag vergingen unter stets wechselnder Aufregung der Bevölkerung. Immer auf's Neue zogen Regimenter aller Truppengattungen durch das Deutsche Thor in die Stadt, um dieselbe durch das Französische Thor wieder zu verlassen. Die Lazarethe und Hospitäler waren überfüllt mit Verwundeten; selbst die Privathäuser waren genöthigt, die Kranken aufzunehmen. Unabsehbare Wagenreihen mit Munition und Fourage beladen, holperten durch die Straßen; die Geschütze rasselten über das Pflaster, ein Lärm, ein Geschrei, ein Schimpfen, ein Fluchen war auf allen Gassen, daß eine Dame es nicht wagen konnte, dieselben zu betreten.

„Mein Gemahl und Victor waren auf eintge kurze Stunden bei uns eingekehrt, dann rief die Pflicht sie fort; ein kurzer, rascher, schmerzlicher Abschied und weinend sanken wir, Jeanne und ich, in die Kissen des Divans, während Vater und Sohn nach herzlichem Händedruck, Jeder nach einer anderen Richtung, davonsprengten.

„Und der Morgen des 16. August brach an. Die Truppen hatten fast alle die Stadt verlassen und waren gen Westen gezogen; nur eine schwache Besatzung war zurückgeblieben. Man erwartete einen entscheidenden Schlag des Maréchal Bazaine.

„Und wiederum dröhnten die Kanonenschüsse durch die Luft. Ab und zu führte der Westwind das knatternde Geräusch des Kleingewehrfeuers herüber und in athemloser Spannung warteten die Bürger von Metz auf Nachricht vom Schlachtfelde.

„Abends tönte der Ruf durch die Straßen: ‚Vive l'empereur! Victoire! Victoire!‘ Aber die zurückkehrenden Truppen sahen ermattet und niedergedrückt aus, die Offiziere wollten nicht so recht mit der Sprache heraus, und die zahllosen Vermundeten, welche zurückgebracht wurden, ließen vermuthen, daß der Sieg doch nicht so vollständig sei, als das Gerücht besagte. Als dann am 17. die Truppen nicht abzogen, sondern sich zu neuen Kämpfen vorbereiteten, als am 18. die Kanonen auf's Neue donnerten, da merkte man, daß erst heute die Entscheidung fallen würde.

„Und die Entscheidung traf ein, schrecklicher als man es sich gedacht hatte. Mit eisernem Gürtel umspannten die Preußen die Festung und Stadt Metz. Niemand konnte hinaus, Niemand hinein. Die Nationen wurden eingetheilt und Jeder mußte sich auf eine lange Belagerung gefaßt machen.

„Auch für uns war die Entscheidung schrecklich herein gebrochen. Am Nachmittag des 18. brachte eine Ordonnanz die Nachricht, daß mein Gemahl schwer verwundet in dem Dörfchen Plappeville am Fuße des Mont St. Quentin liege.

„Nachdem der erste heftige Schmerz sich gelegt, machten wir uns doch trotz der Unruhe und Unordnung, welche auf allen Wegen herrschte, in Begleitung des Soldaten auf, um den kranken Gemahl und Vater zu pflegen. Zugleich erwirkten wir die Erlaubniß, den Verwundeten in unser Haus bringen zu lassen.

„Die engen Gassen von Plapperville waren vollgestopft mit verwundeten Soldaten, Lazareth- und Krankenwagen. Denn auf den Höhen des St. Quentin und von Plapperville hatte der rasendste Kampf gewüthet. Fast jedes Haus barg Verwundete, und zahlreiche Aerzte und Lazarethbeamte waren beschäftigt, die Leiden der braven Soldaten zu mildern. Hier ruhte mit geschlossenen Augen ein junger bleicher Offizier; dort rollte im wüthenden Schmerz ein brauner Sohn Afrikas die dunklen wilden Augen; hier stöhnte ein alter Troupier, den Schmerz der Wunde verbeißend, und dort piff ein junger Pariser gamin einen chanson, um sein Unglück zu vergessen.

„An all diesen Scenen eilten wir schaudernd vorüber. Wir sollten meinen Gemahl im Hause des Maires finden, das abseits von der Hauptstraße, umgeben von einem Garten voll blühender Rosen und Nelken, überschattet von dichten, uralten Kastanienbäumen friedlich inmitten all des Jammers und Elends dalag. Nur ein Lazarethgehilfe, welcher am Brunnen blutige Leinwand wusch, erinnerte daran, daß auch hier der Kampf eines seiner Opfer niedergelegt hatte.

„Der Maire, ein würdiger Mann mit eisgrauen Haaren und Henriquaterebart, selbst ein alter Soldat, der in Afrika und in der Krim gekämpft, trat uns, achtungsvoll grüßend, entgegen.

„Soeben hat uns der Arzt verlassen, mes dames,“ sprach er mit gedämpfter Stimme. „Monsieur le colonel befindet sich gut; Gefahr ist nicht vorhanden. Wollen Sie die Güte haben, mir zu folgen.“

„Den Schmerz und die Thränen niederkämpfend, folgten wir dem alten Mann. In einem durch grüne Jalousieen halb verdunkelten Gemach lag in einem breiten Himmelbett mein Gemahl. Ein Geschoß hatte ihm die Schulter zerschmettert, aber keine edleren Theile der Brust verletzt. Ein mattes Lächeln glitt über sein blasses, echt soldatisches Antlitz, als er uns eintreten sah. Er streckte uns die gesunde linke Hand entgegen; wir sanken weinend am Bette nieder auf die Knie.“

„Ne pleure pas, ma chérie, et toi mon enfant, du courage,“ sprach er mit leiser Stimme. „Es ist nicht so schlimm, nur zum Soldaten bin ich verdorben. Mein rechter Arm wird steif bleiben, und Ihr, meine Lieben, müßt mir jetzt das Fleisch beim Mittagessen zerschneiden. Habt Ihr Nachrichten von Victor?“

„Wir hatten Nichts von ihm gehört.“

„Noch an demselben Abend, da es der Arzt erlaubte, wurde mein Gatte in unser Haus transportirt unter dem Donner der Kanonen, welche noch immer von St. Privat herüberbröhlten.“

„Einige Tage später kam Nachricht von Victor. Er war schwer verwundet in die Hände des Feindes gefallen. Neuer Jammer, neues Elend in dem stillen Hause der Rue de l'Eschê.“

„Auf dem weitläufigen Schlosse Bironcourt bei dem Dorfe Woippy, mehrere Stunden von Metz entfernt, hatten die preussischen Behörden ein Lazareth für Schwerver-

wundete, denen ein Transport geschadet hätte, eingerichtet. Das Schloß war von dem Besitzer, dem Marquis de Bironcourt, beim Ausbruch des Krieges verlassen worden, und stand somit vollständig zur Disposition des Siegers. Dasselbe, umschattet von den hohen Bäumen eines alten Parkes, im Inneren mit hohen Säulen und lustigen Zimmern, war wie geschaffen zum Aufenthalt für Kranke und Verwundete, und so hatte man nicht versäumt, dasselbe zum Lazareth umzuwandeln. Das näher nach Metz zu gelegene Dorf Woippy war ein Hauptpunkt in der Vorpostenkette der preussischen Armee; das Dorf war stark mit Infanterie besetzt; neben dem Orte auf einer Anhöhe hatte man eine Batterie errichtet, welche die Straße nach Metz beherrschte.

„Im Schlosse selbst lag eine kleine Abtheilung Infanterie; ein höherer Arzt führte den Oberbefehl, mehrere Unterärzte und anderes Lazarethpersonal standen ihm zur Seite.

„Hierher hatte man meinen Sohn gebracht und mit einem verwundeten preussischen Dragonerlieutenant Albert von Bodenheim lag er in einem der besten Zimmer des Schlosses.

„Welch anderes ernsteres Leben herrschte jetzt in den prächtigen Sälen und Gemächern, auf den breiten Corridoren, als vor einigen Wochen, da der Marquis de Bironcourt eine fröhliche Jagdgesellschaft aus Paris geladen hatte! In dem weiten Park, in dem man vor kurzer Zeit noch das laute Gebell der Jagdhunde, das Wiehern edler Rosse vernommen, war feierliche Stille; in den Sälen, in denen man das tolle Gelächter fröhlicher Damen, die leichten Späße eleganter Herren gehört, schwebte jetzt mit

unhörbarem Gittich der Engel des Todes, jeden Tag neue Opfer fordernd. Still und friedlich lagen sie neben einander, Freund und Feind. Und der, welcher soeben seine Seele nach schrecklichen Qualen aushaucht, konnte nicht wissen, ob das mörderische Blei nicht die Hand Desjenigen abschloß, welcher wund und krank neben ihm lag. Aber Haß und Hader ist vergessen. Freundschaften werden geschlossen zwischen Deutschen und Franzosen, Freundschaften, welche nur zu oft der Tod jählings zerriß.

„Auch mein Sohn und Albert von Bodenheim waren Freunde geworden, obgleich sie sich vor Kurzem noch als Todfeinde gegenüber gestanden. Denn Albert's Regiment war es gewesen, welches meines Sohnes Batterie erobert.

„Als Letzter war Victor bei den Geschützen geblieben. Er wollte dieselben nicht in die Hände des Feindes fallen lassen, so lange er noch kämpfen konnte. Der Hieb eines wuchtigen Dragonersäbels ließ ihn in die Knie sinken; er hatte sich wieder emporgerafft, da war die Klinge eines Feindes ihm von hinten durch die Brust gedrungen. Besinnungslos war er zusammengebrochen und erst wieder erwacht in dem preussischen Lazareth auf Schloß Vironcourt.

„Ihm zur Seite lag Albert von Bodenheim, dessen Schulter eine Chassepottkugel durchbohrt hatte. Victor's Zustand war äußerst gefährlich, da durch die feindliche Klinge die Lunge verletzt war. Albert hingegen hatte nur ein zu heftiger und lang anhaltender Blutverlust in dies Lazareth für Schwerverwundete gebracht; er konnte schon nach einigen Wochen als gerettet angesehen werden.

„Als wir zu Metz durch einen Brief Albert's, den er im Namen meines Sohnes geschrieben und durch die Vor-

posten hatte übermitteln lassen, den Aufenthalt unseres Sohnes erfuhren, da hatte Jeanne nicht eher geruht, bis ihr die Erlaubniß erteilt ward, nach Woippy zu einer Tante gehen zu dürfen, um so in der Nähe des verwundeten Bruders zu sein. Mich hielt ja die Pflicht am Lager meines Vaters zurück. Von Seiten des preussischen Oberkommandos ward unserem Wunsche kein Hinderniß in den Weg gelegt und so reiste Jeanne, das brave edle Mädchen, nach Woippy ab. Ich brachte sie bis an die Vorposten, wo sie von meiner Schwester in Empfang genommen wurde.

„Oft hat mir später Victor das Wiedersehen mit der Schwester geschildert.

„Ein milder Herbsttag ruhte über Schloß Vironcourt. Schon seit längerer Zeit war der Schlachtenlärm verstummt und nur kleine Vorpostenneckereien beschäftigten beide Armeen.

„Der preussische Offizier hatte einen Brief aus der Heimat erhalten; er hatte denselben gelesen, hielt ihn noch in der Hand, war aber in seine Kissen zurückgesunken und starrte träumend hinaus in die milde Herbstlandschaft. Ein Seufzer Victors weckte ihn aus seinen Träumereien.

„Was ist Ihnen, Kamerad?“ fragte er theilnehmend. „Geht es Ihnen nicht gut?“

„Merci, merci,“ antwortete dieser mit matter Stimme. „Ach Sie sind glücklich, Sie sind glücklich! Sie sind Sieger und werden bald zu den Ihrigen zurückkehren dürfen. Mais moi? C'est bientôt fini avec moi!“

„Der preussische Kamerad suchte ihn zu trösten und zu beruhigen, als die Thür sich öffnete, und der dienst-

thuende Arzt, ein kleiner lebhafter Mann in das Zimmer trat.

„Guten Abend, meine Herren! Wie geht es Ihnen? Gut? Wie? Das ist vortrefflich. Ich habe eine angenehme Nachricht für Sie, Monsieur Jourdan. Sind Sie stark genug . . .“

„Er hielt einen Brief in der Hand; ungeduldig verlangte Victor nach dem Schreiben. Doch der Arzt sagte:

„Nicht so rasch, mein Lieber! Sie müssen hübsch ruhig bleiben. Legen Sie sich wieder nieder, sonst erzähle ich Ihnen garnichts.“

„Mit einem Seufzer sank Victor in die Kissen zurück.

„Je suis tranquille! Dites-moi donc —“

„Hier ist erstens,“ sagte der Arzt, „ein Brief Ihrer Frau Mutter aus Metz, und dann — aber Sie müssen mir versprechen ruhig zu bleiben,“ fuhr er fort, als sich sein Sohn wieder aufrichten wollte.

„Oui, oui!“ seufzte der Kranke. „Mais donnez moi la lettre!“

„Der Arzt reichte Victor den Brief, den dieser rasch durchflog, sich mitunter selbst unterbrechend durch einzelne Ausrufe. Als er gelesen, fragte er hastig:

„Und, Doktor, was ist Ihre zweite Ueberraschung? In dem Briefe steht, daß man mich besuchen würde —?“

„Das wird man auch,“ antwortete der Arzt. „Ihr Fräulein Schwester —“

„Da öffnete sich die Thür und Jeanne flog auf ihren Bruder zu und in seine Arme. „Ma soeur! — Mon frère!“ diese beiden freudigen Rufe tönten durch das sonst so stille Krankenzimmer. —

„Das waren glückliche Tage für den armen Kranken,

und auch glückliche Tage für Albert, den preussischen Offizier, welcher meine Tochter, die liebliche Jeanne bald schätzen und lieben lernte. Nur zu bald schlich sich heiße Liebe in sein Herz für das Mädchen, welches mit solcher Aufopferung, mit solchem Muth und solcher Milde den Bruder pflegte, fiel doch auch für ihn selbst so manches freundliche, mitleidsvolle Wort ab, als die erste Scheu überwunden war und sie die herzliche Freundschaft bemerkte, welche Albert mit Victor verband. Man machte Pläne für die Zukunft. Nach dem Frieden, den man nicht mehr fern glaubte, wollte man sich wiedersehen; man wollte gut Freund bleiben, wenn auch die Völker sich zerfleischten. Keine häßliche Leidenschaft störte dies freundliche Zusammenleben. Die Politik blieb ihren Gesprächen fern; die Menschlichkeit war voll und ganz in ihre Rechte getreten.

„Bald reichte Jeanne unbefangen und freundlich lächelnd dem Feinde ihres Vaterlandes die Hand zum Gruß und Abschied, und es fehlte den Geschwistern Etwas, wenn Albert, dem bald erlaubt wurde sich Bewegung im Freien zu machen, abwesend war.

„Doch lange sollte dieses Idyll unter den Schrecken des Krieges und dem Jammer des Lazareths nicht währen. Mein Gemahl hatte sich dafür verwandt, daß Victor gegen Ehrenwort entlassen würde, um in seinem väterlichen Hause verpflegt zu werden.

„Die Erlaubniß wurde gegeben, um so eher, da der Zustand Victor's den weiten Transport nach Deutschland hinein nicht gestattete.

„So kam der letzte Nachmittag heran, den die drei jungen Leute zusammen verbringen sollten. Dem freund-

lichen Herbst waren trübe Tage gefolgt. Der Regen strömte unaufhörlich herab und klatzte auf die breiten Steine des Schloßhofes nieder. Ein rauher Wind fauste durch die Kronen der Bäume, deren welke Blätter im tollen Spiel fortwirbelnd. Unten im Schloßhof hielt der Wagen, welcher Jeanne und Victor nach Metz bringen sollte.

„Jetzt in der Scheidestunde merkte das arme Mädchen, wie schwer ihr der Abschied von dem Freunde fiel; wie sehr sie sich an sein ruhiges Wesen, seine herzliche Rede gewöhnt hatte, und wie hart sie dies Alles in der Zukunft vermissen werde. Bislang hatte sie noch nicht daran gedacht, daß der deutsche Krieger ihrem Herzen näher treten könne, aber diese Scheidestunde, in der ihr Bruder den Feind umarmte und herzlich küßte, ließ die Ahnung in ihr aufsteigen, daß Albert ihr mehr als ein Freund, ihr theurer als ein Bruder sein würde.

„Après la guerre nous nous reverrons, mon ami,“ sagte Victor, indem er Albert's Hand schüttelte. „Ein Feind meines Vaterlandes sind Sie doch ein Freund unserer Familie geworden. Ohne Ihren Zuspruch hätte ich allzu trübe Tage hier verlebt. Ich danke Ihnen, mein Kamerad.“

„Jeanne reichte dem Freunde befangen die zitternde Hand: „Ich wünsche Ihnen, daß Sie recht bald gesund zu den Ihrigen zurückkehren.“

„Nach dem Kriege — darf ich Sie wiedersehen?“ fragte Albert.

„Meine Mutter wird sich freuen, den Freund ihres Sohnes begrüßen zu können,“ antwortete Jeanne mit bebender Stimme. „Auch ich sage au revoir!“

„Sie war verschwunden.

„Albert stand am Fenster und sah wie Jeanne und ihre Tante den kranken Victor mit warmen Decken in dem Wagen umhüllten. Noch ein Blick, ein leichter Gruß der Hand, die Pferde zogen an, der Wagen verschwand in dem strömenden Regen. — —

„Ein trauriger Winter war es, den wir still für uns verlebten. Mein Gatte, obgleich fast hergestellt von seiner Verwundung, kränkelte doch noch immer. Den Sturz des Kaiserreiches konnte er nicht überwinden. Er war Soldat, kaiserlicher Soldat von ganzem Herzen. Er hatte in Afrika, in der Krim, in Mexiko gefochten, der Ruhm der Armee, der Ruhm des kaiserlichen Ablers ging ihm über Alles, und jetzt mußte er erleben, daß Alles was er geliebt, was er für unüberwindlich gehalten in den Staub sank. Und am meisten schmerzte es ihn, daß er sich der Einsicht nicht verschließen konnte, daß die Regierung Frankreichs, daß Frankreich selbst die größte Schuld an diesem Unglück trug. Wenn er daran dachte, knirschte er mit den Zähnen, biß sich in den grauen Schnurrbart, und die Adern auf seiner Stirn schwellen drohend an. Als er sein schönes Vaterland mehr und mehr erliegen sah, als er mit sachkundigem Auge die Verrätherei Bazaine's durchschaute, als er die verhassten Republikaner das Haupt erheben sah, da erfaßte ihn ein Haß gegen die Deutschen, den er früher nicht gefühlt, der jetzt aber mehr und mehr anwuchs, je tiefer sein Vaterland sank und — je schwächer und kränker sein verwundeter Sohn wurde.

„Denn bald stellte sich heraus, daß Victor sich nie

mehr von seiner Verwundung erholen sollte. Die Klinge des feindlichen Säbels hatte die Lunge durchbohrt und ein schleichendes Uebel erzeugt, welches bald den Tod unseres armen Sohnes zur Folge haben mußte.

„Mit stillem Grimm sah der Vater den sonst so frohen lebenslustigen Sohn dahinwelken. Mit Thränen im Auge schaute ich die eingefallenen Wangen, die fahlen bläulichen Lippen meines Lieblings; mit angstvollem Herzen hörten wir den trockenen Husten seiner kranken Brust. O, wie viele Nächte rang ich im Gebet um Muth und Kraft! Wie viele Nächte flehte ich zu Gott um Rettung des geliebten Sohnes! Kaum ließ mich der Schmerz Kraft für die Pflege des Kranken finden; und wiederum war es Jeanne, die mit unermüdblicher Sorgfalt und schwesterlicher Liebe den Bruder pflegte. Wenn sie neben dem Lager des Bruders saß, sollten dann ihre Gedanken wohl nicht hinüber schweifen nach Schloß Vironcourt, in dessen schattigem Parke sie so friedliche Tage verlebt, in Mitten all des kriegerischen Getöses? —

„Victor selbst fühlte die nahende Auflösung, und nur das war sein Schmerz, daß der Tod ihn nicht hinweggerafft unter dem Donner der Kanonen, daß er zu seinem Leiden auch noch die Leiden des Vaterlandes ertragen mußte.

„Der Krieg und der Winter nahten sich ihrem Ende. Der Waffenstillstand war geschlossen und nur noch im Süden und im Herzen Frankreichs, in Paris selbst, raste die Kriegesfurie. Victor's Zustand hatte sich sehr verschlimmert. Die Aerzte wollten ihn nach dem Süden schicken, aber sein Zustand erlaubte keine Reise. Er lag immerfort im Bett, und sein einziger Wunsch war im Vaterlande zu sterben, begraben zu werden auf dem Fried-

hose, wo so viele seiner Kameraden die letzte Ruhestatt gefunden. O, die traurigen Tage! Bleich, mit verweinten Augen gingen wir Frauen umher; mit stillem herbem Kummer der Vater. —

„Ein herrlicher Apriltag war es; die Bäume und Büsche grüntem und blühten draußen vor den Thoren; Der Rasen bekleidete mit frischem Grün so manches frisches Grab. Die alten Linden und Kastanien auf der Esplanade prangten im vollsten Blüthenschmuck, und ein reiner, klarer, blauer Himmel lachte herab auf die neuverjüngte Erde, welche doch so viele, viele frische Gräber trug.

„Mein Sohn lag in seinem Bett von weichen Kissen unterstützt und starrte zum weitgeöffneten Fenster hinaus in den grünenden Garten, empor zu dem hohen blauen Himmel, an dem fröhlich zwitschernd die zurückgekehrten Schwalben freisten. Das helle Licht des Apriltages fluthete voll in das offene Fenster; ein leiser Wind trug den Blüthenduft des blauen Flieders in das Zimmer.

„Ihm war so leicht!

„Mit den Schwalben könnte ich mich aufschwingen in den blauen Aether,‘ sprach er und seine Augen leuchteten so seltsam, so überirdisch.

„Blötzlich schallten leise flirrende Töne durch die Stille. Sie wurden lauter und lauter. Deutlich hörte man den festen Taktschritt marschirender Bataillone, den rasselnden Klang der Trommeln, das Schmettern der Trompeten.

„Preussische Regimenter zogen in die Stadt.

„Finster erhob sich mein Gatte, die Fenster zu schließen, um den verhassten Tönen zu entgehen. Doch Victor bat: „Laß mich die Töne der Trommeln und

Trompeten hören. Ich träume dabei, daß ich auf dem Schlachtfeld sterbe.'

„Wir eilten an seine Seite. Die kriegerischen Töne klangen näher und näher! Das Auge Victor's leuchtete hell auf. Leise verklungen die Fanfaren — das Licht in den Augen meines Sohnes erlosch, und als die letzten Klänge verhaucht waren, schloß er die Augen, ein Seufzer der Erleichterung hob seine Brust, er sank in die Kissen zurück — seine Seele entfloß bei den Triumphmärschen der Feinde seines Vaterlandes. —

„Der Mai hatte dieses Jahr im Städtchen Niva am Gardasee schon eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Und konnte sich diese Gesellschaft auch nicht mit dem Glanz und der Herrlichkeit derjenigen von Nizza, Trouville oder eines anderen eleganten Badeortes vergleichen, so herrschte doch in ihr jener vornehm gemüthliche Ton und jenes Vornehmgesellige, welches man nur unter Leuten aus den besten Ständen trifft. Gegenseitiges Mißtrauen war ausgeschlossen, da sich in die verhältnißmäßig kleine Gesellschaft kaum ein Abenteurer oder eine zweifelhafte Persönlichkeit einschleichen konnte. Auch war man ja weniger des Vergnügens als der angegriffenen Gesundheit halber hierher gekommen.

„Und wie schön ist es an dem azurfarbenen See, der umringt ist von den hohen, dunklen Bergen, an deren Fuß sich blühende, duftende Rosenhecken hinziehen! Dazu die milde Luft, rein und würzig; der helle Sonnenschein, die sanften Winde! Wohl war es ein Aufenthalt, um die kranken Nerven zu kräftigen und der angegriffenen Brust Erquickung und Heilung zu schaffen.

„Auf Rath des Arztes, dem die Gesundheit unserer Tochter ernste Bedenken eingesflößt, wollten wir hier die nächsten Monate verleben. In dem Kummer um den sterbenden Sohn hatten wir wohl nicht so Acht gegeben auf das arme Mädchen, dessen Wangen mit jedem Tage bleicher wurden, dessen frische blühende Gestalt mehr und mehr dahin schwand. Jetzt ergriff uns die Ahnung der Gefahr, in der unser theueres Kind schwebte, mit entsetzlicher Gewalt. Wir thaten Alles, um dem armen Mädchen Gesundheit und Frohsinn wiederzugeben.

„Der Aufenthalt am freundlichen Gardasee that ihr sichtlich wohl. Von Neuem blühte sie auf; nur eine sanfte Melancholie lagerte über ihrem ganzen Wesen. Wir suchten den Grund dafür in dem Schmerz um den Tod Victors, aber eine andere Erinnerung hatte ebenfalls ihren Theil daran. Bald sollte ich wenigstens auch hierüber Klarheit erhalten.

„Wir wohnten im Hôtel zur Sonne, dessen breite Terrasse eine herrliche Aussicht auf den See gewährte. Hier verbrachten wir meistens unsere Abende.

„Ein lieblicher Frühlingsabend war es, als wir wieder auf die Terrasse traten. Mein Gemahl setzte sich in einen Schaukelstuhl und überließ sich bei einer Cigarre seinen Träumereien. Ich trat mit Jeanne an die Balustrade und schaute hinab auf den leise murmelnden See zu unseren Füßen. Am dunkelblauen Himmel stieg langsam der Mond in strahlender Pracht empor und warf seinen zitternden Schein auf die Wellen. Kleine buntbewimpelte Mähen und Rähne flogen hin und her gleich leichtbeschwingten Schwalben und ein Dampfer rauschte durch die Wogen dem gegenüberliegenden Ufer zu. Im

Lese- und Unterhaltungszimmer wurden die Lampen angezündet. Nur leise drang das Geräusch der Stimmen heraus auf die weinumranke Veranda.

„O wie schön ist es hier!“ rief Jeanne. „Wäre Victor doch bei uns, um diese Pracht und Herrlichkeit mit uns genießen zu können.“

„Die Thränen stiegen mir in die Augen. Ich wandte mich ab. In der hellerleuchteten Thür stand die hohe Gestalt eines jungen Mannes in elegantem Reisefkostüm. Er schien uns beobachtet zu haben. Jetzt trat er auf mich zu und sprach mit leichtem deutschen Accent: ‚Habe ich die Ehre Madame Jourdan vor mir zu sehen?‘

„Bei dem Klange der volltönenden Stimme wandte sich Jeanne, welche noch immer die Landschaft beobachtete, plötzlich um. Ich sah wie ihr Gesicht erbleichte. Dann trat sie rasch auf den fremden Herrn zu und reichte ihm die Hand mit den Worten: ‚Ah, Herr von Bodenheim, welche Ueberraschung Sie hier zu sehen!‘

„Es war in der That Albert, der Freund meines Sohnes, welcher nach Italien gekommen war, um sich vollständig von seiner Verwundung zu erholen.

„Victor hatte uns soviel von seinem Freunde erzählt, daß die Bekanntschaft jetzt rasch geschlossen war. Auch mein Gatte, obgleich er stets eine gewisse Zurückhaltung bewahrte, duldete doch, daß Albert fast täglich mit uns zusammen war. Mit Erstaunen aber bemerkte ich, wie Jeanne jetzt mehr und mehr erstarke und wieder aufblühe, gleich der Rose, wenn sie der Frühlingssonne Strahl geküßt. Ihr Auge leuchtete wieder auf in voller Lebenslust; ihre Wangen, ihre Lippen wurden wieder frisch und blühend wie einst. Eine geheime Ahnung überkam mich,

daß es der Einfluß des fremden Mannes sei, welcher diese Aenderung hervorgebracht, und zur Gewißheit wurde mir diese Ahnung, als eines Abends Jeanne ihre Arme um meinen Hals schlang, verschämt mir ihre Liebe zu Albert gestehend.

„Was wird mein Gatte zu dieser Liebe sagen? Das war mein erster Gedanke, und der folgende Tag schon belehrte mich, wie begründet meine Furcht gewesen. Mein Gemahl hatte den Antrag Albert's schroff zurückgewiesen. ‚Ich werde,‘ hatte er gesagt, ‚meine Tochter niemals einem Deutschen zum Weibe geben, am allerwenigsten aber einem Offizier des Regiments, welches die Batterie meines Sohnes erstürmte. Wer sagt mir, daß nicht Ihr eigener Säbel es war, welcher meines Sohnes Brust durchbohrte?‘ —

„Am demselben Tage noch reiste Albert fort und ließ Jeanne in Thränen und stummer Verzweiflung in meinen Armen zurück. —

* * *

„Erlassen Sie es mir, Ihnen die nächste Zeit zu schildern. Geduldig wie ein sterbendes Reh fügte sich Jeanne dem Willen ihres Vaters. Geduldig war sie mit uns zurückgekehrt hierher in das stille Haus. Aber der Gram und die Sehnsucht vernichteten ihr Leben; die frühere, kaum besiegte, verderbliche Krankheit trat wieder auf, und in meiner Verzweiflung warf ich mich meinem Gatten zu Füßen, ihn anflehend, das Leben seiner Tochter zu retten.

„Und er durfte kommen, als Bräutigam der armen Kranken. Er vergaß die harten Worte meines Gemahls

und auf die erste Nachricht eilte er aus Deutschland hierher nach Mez. Er sollte die Geliebte mit sich nehmen nach dem schönen, warmen Süden, dort würde die arme, welcke Blume wieder aufleben im Lichte der Liebe und der Sonne.

„Ein kalter Wintertag war es. Wie heute rieselte lautlos der Schnee nieder auf Stadt und Land, Alles einhüllend in ein weißes Leichentuch. Hier am Kamin saß meine Jeanne in einem Sessel von weichen Decken eingehüllt. Wir, mein Gemahl und ich, saßen neben ihr. Wir erwarteten Albert. Jeanne fühlte sich wohl und glücklich, wie seit langer Zeit nicht. Oft fragte sie: „Ist es noch nicht Zeit? Kommt er noch nicht?“ und leise streichelte ich dann die abgemagerte Hand, welche in der meinigen ruhte.

„Jetzt ertönte die Glocke des Thores. Der alte Portier schlürfte zur Thür, dieselbe zu öffnen. Einige bange Minuten vergingen. Die Thür des Zimmers sprang auf. Eine hohe Männergestalt trat ein.

„Albert!“

„So jauchzte Jeanne in höchster Seeligkeit und lag in den Armen ihres Verlobten. Ihr Haupt sank an seine Brust; er beugte sich über ihr Antlitz, ihre Lippen zu küssen — ach! er küßte die Lippen einer Todten. —

„An der Seite ihres Bruders auf dem stillen Moselumflossenen Friedhof haben wir Albert's Braut begraben. Mein Gemahl folgte ihr bald nach und einsam und allein warte auch ich meiner Stunde. —“


*

*

*

Ich küßte der alten Dame mit dem blassen Antlitz und den weißen Haaren schweigend die Hand. Trostesworte konnte ich ihr nicht bieten und stumm schaute ich in die knisternden Flammen. Ich fühlte wohl, daß nicht der laute tobende Kampf die tiefsten Wunden schlägt, daß nicht er die schmerzlichsten Opfer fordert, sondern der lange, nachwirkende, stille Haß zweier Völker. —

Das Kammerkätzchen der Frau Gräfin.

inen Tag nur lag ich bei der Gräfin — Comtesse telle et telle — im Quartier. Niemals bin ich so prächtig logirt worden. Schwere Sammetportieren mit dem gräflichen Wappen in Gold gestickt, Divan und Fauteuils, in denen man fast versank, Teppiche, die jeden Laut eines Trittes verschlangen, ein Himmelbett, um nie wieder daraus sich zu erheben — kurz es war ein Quartier, wie es besser sich Se. Excellenz der kommandirende General nicht hätte wünschen können. Wie ich zu diesem Quartier gekommen? Nun, die alte Gräfin — ich sagte wohl schon, daß die Gräfin alt und grau gewesen — wußte sehr wohl, daß ein simpler Lieutenant nicht so viel Lärm und Rumor macht, als solch ein großes Thier von einem General oder einer Excellenz mit seinen Adjutanten, Ordonnanzen und Pferdeburtschen. Deshalb hatte sie sich von dem quartiermachenden Offizier einen jungen anspruchslosen Lieutenant ausgebeten. Einsam und allein lebe sie in ihrem weiten Hause; nur zwei alte Dienerinnen — dies war Flunkerei, wie sich bald herausstellen sollte — hätte sie zu ihrer Verfügung; sie sei außerdem kränklich und könne den Lärm nicht ertragen. Der galante quartier-

machende Offizier hatte denn auch ihre Bitte bereitwilligst erfüllt. Excellenz spazierte in das Hôtel und ich Glücklicher in das reizendste Quartier von der Welt.

Als ich die prächtig ausgestatteten Zimmer betrat, einen Blick aus dem Fenster in den herrlichen Garten, der das Haus umgab, warf, fühlte ich mein Herz vor Dank überquellen. Ich warf mich sofort in meine beste Uniform, um der Comtesse telle et telle einen Besuch zu machen. Eine alte Dienerin führte mich in ein elegantes Wohnzimmer mit reicher, gebiegener Ausstattung. Dann verschwand sie mit meiner Karte in eine Nebenthür. Wie ich noch so da stand und die Bilder an den Wänden betrachtete, öffnete sich die Thür und herein trat ein allerliebstes Kind von achtzehn Jahren auf silberner Platte eine Tasse Chokolade tragend. Ein dunkles, einfaches Gewand umhüllte knapp ihre zierliche und doch volle Gestalt. Blendend weißer Kragen und Manschetten umgaben den zierlichen Hals und die zarten Handgelenke. Das Kleid ließ — Gott sei Dank! — das niedlichste Füßchen der Welt in schwarzen Pantöffelchen mit einer stählernen Schnalle auf dem Spann sehen. Das frische rosige Gesichtchen mit den schwellenden Lippen, den großen, feuchten, tiefblauen Augen umgaben in üppiger Fülle kleine blonde Löckchen, die sich bis auf die Stirn und den rosigen Nacken herabkräuselten.

Beim Eintritt dieses niedlichen Persönchens fuhr meine Hand unwillkürlich an die Spitze des Schnurrbarts, dieselbe in die Höhe kräuselnd. Ich weiß, es ist eine dumme Angewohnheit von mir dies zu thun, wenn ich ein Mädchen sehe, das mir gefällt; oft hat man mich deshalb ausgelacht. Auch über das Antlitz des reizenden

Kammerkätzchens huschte ein schelmisches Lächeln; mit zierlicher Verbeugung schlüpfte sie an mir vorbei in das Gemach der Comtesse telle et telle, ihrer Herrin.

Eine reizende Zugabe zu dem Quartier, dachte ich bei mir und malte mir aus, wie küßlich diese rofigen Lippen und dieser rofige Nacken mit dem blonden Kraushaar sein müßten.

In meinen Träumereien wurde ich durch den Eintritt der alten Dienerin unterbrochen, welche mir die Nachricht brachte, daß Madame la Comtesse unendlich bedauere, wegen ihres leidenden Zustandes mich nicht empfangen zu können. Wenn mir irgend etwas fehle, möchte ich mich nur an sie, die alte Dienerin, wenden.

Mißmuthig über die schnöde Abfertigung, (denn ich hatte insgeheim gehofft das kleine Kammerkätzchen noch einmal zu sehen,) stieg ich die bequeme teppichbelegte Treppe hinab. Eine breite Einfahrt durchbrach das Haus, nach der Straße zu durch eine hohe reichverzierte Thür abgeschlossen, nach rückwärts in den Hof und den weiten schattigen Garten führend. Ich machte einen kurzen Gang durch den prächtigen Garten; schattige Baumgruppen, blühende Herbstblumen, plätschernde Fontainen, steinerne Statuen in Rosengebüschen, ein Platz wie geschaffen zum Träumen. Mein Unmuth flog rasch davon, verschwand aber ganz und gar, als ich das Schelmengesichtchen des Kammerkätzchens aus einem Fenster im zweiten Stock des Seitenflügels, entfernt von den Gemächern ihrer Herrin und den meinigen gerade gegenüber auf mich herablächeln sah. Wein und wilde Rosen rankten sich an grünen Spalieren an der Mauer des Hauses empor und nickten in das Fenster, an dem weiße Mouffelinvorhänge flatterten.

Ich winkte mit der Hand hinauf zu dem lieblichen Kinde; erröthend einen schelmischen Gruß mir zuwerfend, verschwand es vom Fenster.

Ich stieg zu meinem Zimmer hinauf und wurde vollends ausgesöhnt mit Madame la Comtesse, als ich auf zierlicher Platte eine Flasche Rothwein — herrlichen Bordeaux — und ein Tellerchen mit feinem Backwerk auf dem Tische vorfand.

„Die alte Dame ist doch so übel nicht,“ dachte ich bei mir und ließ die Sonnenstrahlen in dem Bordeaux funkeln. Dann trank ich das Glas aus auf ihr Wohl, ein zweites auf das Wohl des niedlichen Kammerkätzchens, knusperte etwas Backwerk und begab mich in das Hôtel zum Abendessen.

Es war spät geworden, als ich heim kam. Eine fröhliche Tafelrunde hatten wir gehabt und der Wein kreiste wie toll in meinen Adern. Excellenz war sehr unzufrieden mit seinem Quartier im Hôtel gewesen; ich lachte mir in's Häufchen und dachte: „Wüßtest Du, welches prächtige Quartier Dir entgangen ist!“

Die Hausthür war verschlossen, einen Haus Schlüssel besaß ich nicht und so mußte ich mich entschließen die Bewohner des vollständig ruhig und dunkel daliegenden Hauses zu stören. Ich zog die Schelle und wartete geduldig einige Minuten, durchaus nicht erfreut über das Gesicht, das mir die alte runzlige Dienerin beim Öffnen machen würde.

Jetzt hörte ich einen leisen Schritt auf dem Hausflur. Der Riegel ward zurückgeschoben, die schwere Eichenthür öffnete sich langsam, das helle Mondlicht fiel in den dunklen Corridor und auf die niedliche Gestalt

des kleinen Kammerkätzchens, welche im reizenden Negligée vor mir stand. „Ah! C'est vous, Monsieur!“ sprach sie und that sehr erschrocken.

Ich aber erfaßte ihre kleine, weiche Patschhand, drückte sie an meine Lippen und entschuldigte mich wegen der Störung. Die schwere Thür fiel langsam und geräuschlos wieder zu; im tiefsten Dunkel standen wir. Da konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, ich schlang meinen Arm um die warme, weiche, erhebende Gestalt und küßte die blühenden Lippen. Einen Augenblick lag sie still wie ein gefangenes Vöglein an meiner Brust, dann riß sie sich los und verschwand im Dunkel der Treppe. —

Aufgeregt langte ich in meinem Zimmer an. Ich öffnete das Fenster und blickte hinaus in den dunklen Garten. Da sah ich, wie drüben das Fenster, aus dem mir heute Nachmittag das Mädchen lächelnd zugewinkt, sich erhellte. Eine zierliche Gestalt trat an das offene Fenster und schien sich in den Garten hinabzubeugen. Es war mein reizendes Kammerkätzchen und dort drüben war ihr Stübchen.

Verzeihe mir Gott die Sünde, ich schlich mich wieder in den Garten; ich schlich mich unter ihr Fenster und flüsterte ihr heiße Liebesworte zu. Schelmisch kicherte sie droben am Fenster, da hielt ich mich nicht länger, an dem Spalier kletterte ich in die Höhe. Ein leiser Schreckensruf ertönte aus ihrem Munde; dann ward das Licht ausgelöscht. — — — — —

Weit, weit entfernt waren wir am andern Tage von dem prächtigen Quartier, weit, weit entfernt war ich von dem Hause der Madame la Comtesse telle et telle und ihrem Kammerkätzchen, aber bei Gott! ich habe ein Pferd

zu Schanden geritten, um das süße Kind noch einmal umarmen zu können! Und bei dem Feuer des nächsten Bivouaks schwang ich mich, der ich sonst ein prosaischer Geselle bin, zu einem Liede auf, in dem ich die ganze Wonne und Qual, die mir das liebliche Kammerkätzchen verschafft, aushauchte.

Rien ne va plus!

Sum Brigade-Exerciren hatte das Regiment in der Umgegend und in Straßburg selbst Cantonnementsquartiere bezogen. Ein reges, buntbewegtes Leben herrschte in der alten Stadt Straßburg. Ernst schaute der prächtige Dom auf das kriegerische Treiben herab, das sich zu seinen Füßen in den engen, dunklen Gassen der Stadt entfaltete. Zum ersten Mal sollte das XV. Armeekorps vor dem greisen Kaiser manövriren, und es sollte sich zeigen, ob die aus allen deutschen Landen stammenden Truppentheile zu einer festgefügtten Einheit verschmolzen waren. Die Truppen sammelten sich in der Stadt und den nächstliegenden Dörfern. Mit klingendem Spiel zogen die bayerischen Regimenter durch die Straßen, stolz auf die norddeutsche Waffenbrüderschaft. In Mitten der bligenden preußischen Regimenter bildete einen ernsten Ruhepunkt für das Auge das braunschweigische Regiment mit der historischen schwarzen Schnurenuniform; stolz flatterten die zerfetzten Fahnen mit dem springenden weißen Roß der Sachsen, welche schon die Tage von Quatrebras und Waterloo gesehen, in dem Winde der neueroberten Reichslande. In dem lichten Blau der

preußischen Dragoner mischte sich das helle Grün der bayerischen Cheveaurlegers und zu den ernstesten Uniformen der preußischen Artillerie gesellte sich das dunkle Grün der Sachsen. Ein jedes deutsche Land hatte sein Kontingent zur Wacht am Rhein an des Reiches Westmark gestellt.

Die Kavallerie-Division hatte auf dem Polygon von Straßburg ein Rennen veranstaltet und viele fremde Offiziere von fernen Garnisonen waren zu diesem hierher gekommen. Aber auch leider allerhand Glücksritter, welche die festliche, leichtlebige Stimmung des Offizierkorps auszunützen suchten.

Zum gemeinsamen Essen versammelte sich gegen Abend an jedem Tage das Offizierkorps unseres Regiments in einem der besseren Hôtels der Stadt. Laut und fröhlich ging es am Tage, an dem das Rennen stattgefunden, an der Tafel her. Hatte doch ein Mitglied des Offizierkorps den ersten Preis gewonnen, und hatte sich außerdem unser Korps rühmlichst an der Konkurrenz um die anderen Preise betheiligt. Deshalb ward auch mit dem Weine nicht gespart, leichter feuriger Bordeaux, dunkelglühender Burgunder und vor Allem der Champagner floß in Strömen. Schon waren die prächtigen Lustres im Saale angezündet, aber noch immer rauschte die Festeslust in hohen Wogen.

Endlich erhob sich der Oberst des Regiments, dadurch das Zeichen zur Aufhebung der offiziellen Tafel gebend. Die älteren Herren entfernten sich zum größten Theil, um auf dem Broglieplatz eine Tasse Kaffee oder ein Sorbet zu schlürfen und der dort konzertirenden Militärkapelle zu lauschen. Wir jüngeren Offiziere blieben aber noch vereint bei der Flasche sitzen; nur einzelne ältere

Herren, denen der Champagner zu trefflich mundete, schlossen sich uns an. Zu uns hatten sich mehrere Herren in Civil gesellt, welche wir schon auf dem Rennplatz bemerkt. Sie hatten dort hoch gewettet, hier verloren dort gewonnen; beides durchaus mit dem ruhigen, vornehmen Wesen von Gentlemen. Sie zeigten sich sehr bewandert im Sportwesen; sie kannten alle berühmten Reiter der Welt, alle Pferde der Rennbahn und traten mit einer Sicherheit und einer Unbefangenhait auf, die man nur im Umgang mit den ersten Schichten der Gesellschaft gewinnen kann. Deshalb trugen wir auch jetzt, da die offizielle Tafel aufgehoben war, kein Bedenken sie an unserem Tisch zu empfangen, um so mehr, da sie gekommen waren, um einem Kameraden eine größere Summe Geldes, welche dieser auf dem Rennplatz durch eine Wette von ihnen gewonnen hatte, einzuhändigen. Es waren drei Herren; sie bewohnten einige der besten Zimmer in dem Hôtel, wo wir aßen.

Der Eine von ihnen war ein hagerer, würdevoller alter Herr, der in seiner dunklen Kleidung, mit seinem weißen Backenbart und seiner goldenen Brille, mehr das Aussehen eines Gelehrten, als das eines Sportman hatte. Seine Haltung, sein Benehmen war ruhig und zurückhaltend; nur seine schlanken, weißen Hände spielten öfter nervös mit der schweren goldenen Uhrkette.

Der Zweite, der in den vierziger Jahren stehen mochte, besaß ein scharf markirtes Gesicht mit lebhaften, durchdringenden Augen, welche aber oft durch die langen Wimpern halb verschleiert wurden. Er trug ein durchaus weltmännisches Wesen zur Schau, und er war es auch hauptsächlich gewesen, der die hohen Wetten auf dem

Kennplatz entritt hatte. Er nannte sich Herr von N . . . aus Schlessien, der aus Liebe zum Sport alle größeren Kennplätze Deutschland's besuchte. Seine Unterhaltung war leicht und angenehm; sein Wesen liebenswürdig und zuvorkommend.

Der Dritte von ihnen, der Jüngste, war eine brillante Erscheinung. Mit höchster Eleganz vom Scheitel bis zu den Füßen gekleidet, das Monocle stets in dem lustig blinkenden Auge, um die frischen Lippen ein stetes verbindliches Lächeln, voller Witze und neuer Anekdoten, hatte sich bald um ihn ein Kreis jüngerer Offiziere gebildet, die sich königlich amüsirten.

Eben hatte er wieder einen seiner Schwänke erzählt, und man lachte noch darüber, als er den ihm zunächst sitzenden Offizier fragte: „Kennen Sie schon das neueste Kartenkunststück mit den vier Königen und den vier Damen?“

Als wir verneinten, rief er: „Oberkellner, bringen Sie mir ein Spiel Whistkarten.“

Die Karten wurden gebracht und der fremde Kavaliere zeigte uns das Kunststück. Es war in der That überraschend und so wurde er gebeten noch mehr von seinen Künsten zum Besten zu geben. Mit der größten Bereitwilligkeit ging er auf unseren Wunsch ein.

Die bunten Blätter besitzen eine magische Anziehungskraft für junge, lebhaft Leute, denen der feurige Wein das Blut wild und aufgeregelt durch die Adern treibt. Der größte Theil der Gesellschaft und auch die beiden Fremden hatten sich um den Kartenkünstler versammelt. Plötzlich rief Jemand aus dem Kreise: „Wie wär's, meine Herren, mit einem kleinen jeu?“

„Bravo,“ rief ein Anderer. „Au jeu! Au jeu!“

Einige ältere Offiziere verließen still den Saal.

„Ich spiele nie Hazard,“ sprach der liebenswürdige Kartenkünstler. „Ich habe schon genug in meinem Leben verloren.“

„Wenn es den Herren Recht ist,“ nahm jetzt Herr von N . . . in ruhiger Weise das Wort, „so will ich eine kleine Bank auflegen. Aber nicht hier im öffentlichen Saale! Ich lade die Herren auf mein Zimmer ein. Für die nöthige Erfrischung werde ich natürlich Sorge tragen.“

Der Vorschlag fand bei einem großen Theil der Gesellschaft Anklang. Herr von N . . . ging hinauf in sein Zimmer. Einige Herren folgten sofort, während andere noch mit den beiden zurückgebliebenen Civilisten unten im Saal sitzen blieben. Nach kurzer Zeit erschien der Oberkellner und überbrachte der ganzen Gesellschaft nochmals die Einladung des Herrn von N . . . ; Alles sei bereit. Jetzt gingen wir Alle hinauf in sein Zimmer, auch die beiden Herren in Civil.

„Obgleich auch ich,“ sagte der würdige alte Herr, „den Grundsatz meines jungen Freundes habe, und principiell nie spiele, so sehe ich doch gern dem Spiele zu, und auch eine Partie Écarté oder Piquet verschmähe ich nicht.“

Zwei Zimmer im ersten Stock standen uns zur Verfügung. Sie gehörten, wie ich schon gesagt, zu den besten im Hôtel und waren höchst elegant eingerichtet. Schwere Plüschgardinen verhüllten dicht die Fenster nach der Straße hin; den Fußboden bedeckte ein schwerer reicher Teppich; an Divans und Fauteuils war kein Mangel.

In der Mitte des größten der beiden Zimmer stand ein umfangreicher runder Tisch mit einem grünen Teppich belegt. Herr von N . . . saß an demselben, mehrere Goldrollen und kleines Silbergeld vor sich. Zwei Spiele Whistkarten lagen zum Spiel bereit und der ominöse sogenannte „Tempel“ war auf einem Karton aufgezeichnet. Mehrere Offiziere hatten schon an dem Tisch Platz genommen; andere standen hinter ihnen und schauten über die Schultern der Sitzenden dem Spiele zu. Unter diesen befand sich Hugo, mein bester Freund.

Kleinere Tische, sogenannte „stumme Diener“, befanden sich den Herren zur Seite; auf denselben standen in schweren silbernen Eiskübeln Champagnerflaschen und die hohen spitzen Kelchgläser. Im Nebenzimmer war ein reichhaltiges Büffet improvisirt mit Hummern, Sardellen und anderen Delikatessen. Auf einigen Nebentischen lagen ebenfalls Kartenspiele zur beliebigen Benutzung bereit.

„Faites votre jeu, Messieurs!“ ertönte die ruhige Stimme des Herrn von N . . . „Ich lege 3000 Mark in die Bank. Die letzten drei Tailles müssen angesagt werden.“

Die Geldstücke klickten auf dem Tisch. Ich sah, wie auch Hugo, der ziemlich scharf getrunken hatte, ein Geldstück auf eine Karte warf.

„Le jeu est fait. Rien ne va plus!“

Die Kartenblätter rauschten. Still ward es in dem Zimmer, in dem eine heiße, mit schwerem Parfüm geschwängerte Luft herrschte.

„L'as et sept! — Huite et le roi! — Dix et trois! — Attention! — 50 Mark auf die Dame! —“

Das waren die einzigen Ausrufe, welche die Stille unterbrachen. Ohne Theil zu nehmen sah ich dem Spiele zu. Neben mir stand der würdige, alte Herr, während der liebenswürdige junge Kavalier die geleerten Gläser rasch wieder füllte und bald mit diesem, bald mit jenem der Spielenden anstieß, ihm auch wohl einen freundschaftlichen Rath in das Ohr flüsterte.

Herr von N . . . spielte mit großer Ruhe und vollständig gentlemanlike. Ebenso ruhig wie er den Gewinn einstrich, zahlte er den Verlust aus; entstand irgend eine Differenz über einen Satz, zahlte er sofort, um allen Streit zu vermeiden, den Satz doppelt aus; niemals war er im Recht gegen die Spieler; er fügte sich ganz deren Willen. Seine Augen waren aufmerksam, doch nicht gierig, auf die Karten und auf die einzelnen Sätze gerichtet, nur zuweilen, so glaubte ich zu bemerken, wechselte er einen flüchtigen Blick mit dem alten, würdigen Herrn an meiner Seite.

„Wollen wir nicht eine Partie Ecarté machen?“ fragte mich dieser plötzlich. „Auf die Dauer wird das Zusehen langweilig.“

Ich stimmte ihm bei und wir zogen uns in das Büffetzimmer zurück. Der alte Herr war die Liebenswürdigkeit selbst; er spielte gut und vornehm. Das Glück schwankte zwischen uns Beiden fast gleichmäßig hin und her.

In dem andern Zimmer war es mittlerweile lebhafter geworden. Deister ertönte ein halb unterdrückter Fluch zu uns; ein häßliches Lachen erscholl; Gläserklingen, Goldklirren und dazwischen die ruhige, gleichmäßige Stimme des Herrn von N . . .: „Faites votre jeu, Messieurs! — Rien ne va plus!“ —

Eine Pause in unserem Écarté war eingetreten. Der alte würdige Herr mischte die Karten, während sein Auge mit voller Ruhe nach dem Spielzimmer hinüberschweifte. Ich hatte mich in den Fauteuil zurückgelehnt und wollte mir eine frische Cigarre anzünden. Da hörte ich die ruhige Stimme des Herrn von N . . . die Worte sprechen: „Ich verleihe niemals Geld beim Spiel, Herr Lieutenant. Ich bitte um Verzeihung . . .“

Kurz darauf trat mein Freund Hugo in das Zimmer, wo ich mit dem alten Herrn saß. Sein Antlitz war geröthet; seine Augen leuchteten in unheimlicher Gluth; er zeigte eine nervöse Aufregtheit.

„Ah, da bist Du ja,“ rief er mir zu. „Ich habe kein Geld mehr. Leihe mir doch, bitte, 100 Mark.“

„Willst Du nicht etwas Platz nehmen hier?“ fragte ich. „Du bist aufgeregt. Spiele lieber nicht mehr.“

Hugo stürzte ein Glas Champagner hinunter.

„Sei kein Philister! Ich muß Revanche haben. Leihe mir das Geld.“

„Wenn Du es durchaus willst, hier ist das Geld. Aber es ist das Letzte, was ich besitze. Ich kann Dir später nicht mehr helfen.“

„Unbesorgt! In einer halben Stunde bringe ich Dir's mit Zinsen wieder.“

Er trat in das Spielzimmer zurück.

„Ihr Freund scheint ein passionirter Spieler zu sein,“ sagte der alte Herr.

„Leider läßt er sich zu oft hinreißen durch seine Leidenschaft.“

„Ist er vermögend?“

„Sein Vater ist ein wohlhabender Gutsbesitzer in der Mark.“

„Ah! — Machen wir noch ein Partiechen?“ —

Ich wußte nichts Besseres anzufangen und unser Spiel nahm seinen Fortgang.

Mehrere Herren betraten jetzt das Büffetzimmer; unter ihnen der liebenswürdige fremde Kavalier. Außer diesem hatten Alle stark getrunken. Ihre Gesichter waren geröthet, ihre Augen glänzten.

„Hier, meine Herren,“ rief der Fremde, „erfrischen wir uns etwas an dieser famosen Hummermayonaise! Im Zimmer dort ist es erstickend heiß.“

In charmanter Weise spielte er den Wirth; erzählte Diesem einen Scherz, stieß mit Jenem darauf an, daß er in nächster Taille die Bank sprengen würde u. s. w.

Der alte Herr und ich, wir unterbrachen unser Spiel und gesellten uns zu dem Kreis. Alle Herren schienen verloren zu haben; eine gedrückte Stimmung herrschte, aber die feste Laune des Fremden und der Champagner verscheuchten diese bald. Von Neuem ging man in das Spielzimmer, um das Glück noch einmal zu versuchen. Ich trat ebenfalls an den Spieltisch heran. Bedeutende Summen wurden jetzt umgesetzt, es handelte sich bei jeder Taille um tausende von Mark. Aber das Glück schien der Bank jetzt günstig zu sein; selten nur war es, daß sie einen bedeutenden Satz auszahlte. Der alte Herr mischte sich jetzt unter die Spieler und plauderte mit einigen derselben angelegentlich. Ich sah wie er einzelnen der Kameraden Bankscheine übergab und dann die Namen und die geliehene Summe in ein kleines rothes Büchlein notirte.

Was ich lange vermuthet, ward mir jetzt zur vollständigen Gewißheit. Wir waren in die Hände einer Spielergesellschaft gerathen! Genau beobachtete ich von jetzt an das Spiel des Herrn von N . . .; doch konnte ich keine Ungehörigkeit bei ihm bemerken. Er spielte fort in ruhiger, vornehmer Weise; nur von Zeit zu Zeit wechselte er rasche Blicke mit seinen Kumpanen.

Hugo trat auf mich zu.

„Hast Du wirklich kein Geld mehr? Ich habe wieder verloren.“

„Ich gab Dir mein Letztes; aber jetzt gebe ich Dir einen guten Rath! Spiele nicht mehr. Die Kerle sind raffinirte Spieler — vielleicht Gauner!“

„Man hat nichts Unrechtes bemerkt. Mag sein, daß sie professionelle Spieler sind, jedenfalls spielen sie ehrlich. Ich muß meinen Verlust wiederhaben.“

„Ich bitte Dich, komm mit mir zu Haus.“

„Laß mich zufrieden. Predige keine Moral.“

In diesem Augenblick trat der liebenswürdige junge Fremde zu uns. „Sie spielen momentan nicht, Herr Lieutenant,“ wandte er sich an Hugo, „wollen wir nicht ein Glas Burgunder trinken und einen Schnitt kalte Pastete essen?“

„Ich bin's zufrieden. Kommen Sie.“

Sie gingen in das Büffetzimmer. Nach einigen Augenblicken sah ich den alten würdigen Herrn gleichfalls dort verschwinden. Nach kurzer Zeit traten alle Drei wieder an den Spieltisch. Hugo hatte wieder Geld; er spielte sehr hohes Spiel.

Noch einmal versuchte ich, ihn zum Fortgehen zu überreden.

„Du hast mir den Saß verdorben durch Deine Einrede,“ fuhr er mich an. „500 Mark sind zum Teufel. Laß mich in Ruh.“

Von Neuem besetzte er die verhängnißvollen Karten. Ich merkte, er hatte zuviel getrunken; er war seiner Sinne nicht mehr mächtig.

Der Aufenthalt in dem schwülen, dunstigen Zimmer ward mir unerträglich. Ohne Abschied zu nehmen entfernte ich mich aus der Gesellschaft. —

Bleigrau, naßkalt und neblig brach der folgende Morgen an, als unser Regiment zum Exerciren aus den Thoren der Stadt ritt. Es schien, als ob die Ahnung eines entsetzlichen Unglücks auf der ganzen Erde lag. Starr und unfreundlich erhoben sich die Häuser der Straße zum nebelverhüllten Himmel; die Bäume am Wege senkten trauernd ihre nassen Zweige; der Wind jagte dicke Nebelgestalten gleich unheimlichen Gespenstern, welche sich aus mitternächtiger Stunde in den Tag hinein verirrt hatten, vor sich her. Die Pferde ließen mißmuthig ihre Köpfe hängen; aus Mähnen und Schweif triefte der Nebel in kleinen Rinnsalen zur nassen Erde nieder. In den Reihen der Reiter hörte man kein lustiges Lied und selbst die Fanfaren der Trompeter klangen an diesem Morgen trüb und traurig.

Der Oberst ritt mit mehreren älteren Offizieren in eifrigem Gespräch an der Tête des Regiments. Ich fragte den Rittmeister der Schwadron, bei welcher Hugo stand, wo dieser sei. „Krank gemeldet,“ ward mir zur Antwort. „Wird sich wohl einen Rachenjammer gestern

beim Kessndiner geholt haben. Die Jugend heutzutage kann ja nichts mehr vertragen.“ —

Ich forschte bei mehreren Kameraden nach dem Ausgang des gestrigen Abends. Sie machten alle mißvergnügte, ernste Gesichter und sahen hohläugig und übermüdet aus.

„Ich habe mir den Gaul vor das Hôtel bringen lassen müssen, erzählte mir Einer, „so lange hat die verdammte Geschichte gedauert. Die Kerle haben uns einmal ordentlich gehabt. Ich glaube kein Einziger von uns hat gewonnen. Ich bin noch gut von der Fechtschule gekommen, habe nur ungefähr 800 Mark verloren. Glaube, daß einige an die 8000 und mehr zugesetzt haben.“

„Wie konntet Ihr Euch mit den Gaunern nur so tief einlassen?“

„Weißt Du denn, daß es in der That Gauner waren? Sie spielten verteuelt verständig und Niemand von uns hat etwas Unregelmäßiges an ihrem Spiel bemerkt. Auf heute Abend haben sie uns Revanche versprochen.“

„Wie? Ihr wollt noch einmal Euch der Gefahr aussetzen?“

„Stillgeessen!“ ertönte das Kommando. Unser Gespräch war zu Ende. Im kurzen Galopp begaben wir uns auf unsere Plätze. Das Exerciren begann; mehrfache Verstöße wurden von uns jüngeren Offizieren gemacht; ich mußte stets an Freund Hugo denken, der sich krank gemeldet, und die anderen Kameraden mochten auch wohl ihre eigenen Gedanken haben. Nach Beendigung des Exercirens versammelte der Oberst die Offiziere und sprach sein Mißfallen über die vorgekommenen Fehler aus. Er

hoffe nicht, sagte er, daß das gestrige Diner die Schuld trüge. Auch die Krankheit Hugo's rügte er. Sie sei eine Folge der Ausschweifung und in der Manöverzeit müsse der Offizier stets auf seinem Posten sein und dem Soldaten mit gutem Beispiel vorangehen. Dann fuhr er fort:

„Noch eine Mittheilung habe ich Ihnen zu machen. Die Polizei hat die Truppenbehörden benachrichtigt, daß eine professionelle Spielergesellschaft sich auf dem Rennplatz eingefunden hat. Man sieht ihr scharf auf die Finger; sie soll aus drei anscheinend wohlthuirten Herren, welche ein feines gentlemanmäßiges Benehmen zeigen, bestehen. Ich warne Sie, meine Herren, sich mit dieser Gesellschaft in irgend welche Verbindung einzulassen. Sie wissen, wie Se. Majestät über das Hazardspiel denkt und ich werde mit aller Energie demselben, wo ich es treffe, entgegen treten. Ich danke Ihnen, meine Herren.“

Wir galloppirten zu dem Regimente zurück. In gedrückter, trüber Stimmung ward der Rückmarsch zur Stadt angetreten.

In meinem Quartier angekommen, nahm ich mir nur die Zeit, mich umzukleiden; dann eilte ich zu Hugo. Sein Bursche war nicht da, der Portier des Hauses sagte mir, daß derselbe vor einer Stunde mit einem Auftrage seines Herrn in die Stadt gegangen und noch nicht wieder zurückgekehrt sei. Hugo logirte in einem zu gewöhnlichen Zeiten unbewohnten Seitensflügel des großen alten Patrizierhauses. Die Fenster seines Zimmers gingen nach dem weitläufigen Garten hinaus. Niemand sonst bewohnte diesen Theil des Hauses. Ich ging die düstern Treppen und langen Korridore entlang. Niemand be-

gegnete mir. Ich klopfte an die Zimmerthür meines Freundes; ich erhielt keine Antwort. In der Meinung, Hugo schlafe noch, öffnete ich leise die Thür. Ein Ruf des Schreckens entfloß meinen Lippen! —

Auf dem Sopha zurückgesunken, lag in voller Uniform mein Kamerad; der rechte Arm hing schlaff zur Erde nieder; die Hand hielt lose einen Revolver. Das Antlitz war todttenblaß; die Augen gebrochen; die halbgeöffneten Lippen fahl und blau. Aus einer kleinen Wunde an der Schläfe, deren Ränder blutig unterlaufen waren, träufelten langsam schwere Blutstropfen nieder. Ich suchte nach einem Lebenszeichen. Vergebens! Er war todt! —

Auf dem Tische vor dem Sopha lag ein Brief. Er war an mich adressirt. Mit zitternden Händen erbrach ich ihn. Er enthielt nur die wenigen Worte:

„Lebewohl, Kamerad! Du hattest Recht, es waren Gauner, die uns geplündert haben. Ich schulde ihnen 20,000 Mark auf Ehrenwort — es ist das Beste, ich sterbe. Lebewohl und grüße die Kameraden!

Hugo.“

Ich eilte zum Oberst, ihm die Schreckensbotschaft zu melden, dann zum Hôtel, wo die Gauner logirten. Die Herren seien mit dem ersten Zuge nach Paris abgefahren, erwiderte mir der Oberkellner auf meine Frage nach ihnen. An eine Verfolgung war nicht zu denken, sie mußten die französische Grenze schon überschritten haben. Sie hatten eine gute Summe in baarem Gelde und in Wechseln von den Kameraden mitgenommen. —

Am nächstfolgenden Tage begruben wir meinen Freund. Die Erde kollerte auf den Sarg nieder. Drei

Salven über das Grab hinaus — Lebwohl, Kamerad,
Lebwohl! —

Am Grabe zurück blieb allein ein alter gebrochener
Mann, der Vater Hugo's, der aus der fernen Mark
nach Straßburg geeilt war und so gerne Alles geopfert
hätte, den Sohn zu retten . . .

Rien ne va plus!



